



WORT



Epische und lyrische Texte von Studierenden
der Klassen mmp21 aus dem Modul «Schreiben und Sprechen II» des
Joint-Degree-Bachelorstudiums Multimedia Production FHGR und BFH

Frühlingssemester 22

Editorial

Liebe Leser:innen

Die Zeit kennt nur eine Richtung: vorwärts. Doch manchmal möchten wir sie zurückdrehen oder aufhalten, manchmal auch vertreiben oder gar totschiessen. Wir tun alles, um länger zu leben, doch niemand möchte alt werden. Immer neue technologische Entwicklungen und Applikationen helfen uns dabei, Zeit zu sparen, und doch haben wir immer weniger davon.

«Zeit» ist das verbindende Thema der Erzählungen in diesem Booklet. Bei manchen Texten erscheint es explizit, bei anderen nur nebenbei, oder es diente bloss als Inspiration für die Ideenfindung. Die Texte entstanden im zweiten Semester des Studiums Multimedia Production, in dem sich die Studierenden unter anderem mit epischen und lyrischen Genres auseinandersetzten.

Viel Lesevergnügen wünschen

Petra Hasler, Dozentin
Dr. Christine Stöckli, Dozentin und Lektorin
Nina Schmulius, Lehrbeauftragte und freie Autorin
sowie alle Autorinnen und Autoren

Chur, im Oktober 2022

Impressum

Texte von Studierenden der Klassen mmp21
aus dem Modul «Schreiben und Sprechen II»
Frühlingssemester 22
Gestaltung: Christian Segundo Matilde

Herausgeberin

Fachhochschule Graubünden
Institut für Multimedia Production (IMP)
Modul «Schreiben und Sprechen»
Pulvermühlestrasse 57
7000 Chur
E-Mail: petra.hasler@fhgr.ch
Telefon: 081 286 38 36

© 2022 FHGR. Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Texten ist nur mit Zustimmung der Autorin oder des Autors erlaubt.

Inhaltsverzeichnis

Tagebücher Erzählung Annika Veclani	4
Nur ein Arbeitstag Erzählung Lùan Palma Villagra	6
Gedanken über Gedanken Spoken Word Alicia Göldi	8
Drei Monate Erzählung Svenja Nyffeler	10
K.I.TT-1 Spoken Word Yves Adrian Stohler	12
Der Neue Erzählung Michèl Willen	14
Zeit der Prüfung Erzählung Frédéric Panchaud	16
Der Wörtersturm Spoken Word Basil Schnellmann	18
Gewalt Erzählung Andri Bros de Puechredon	20
45 Jahre Erzählung Selma Knecht	22
Dichtkunst Spoken Word Andriu Manetsch	24
Zeit und Raum Erzählung Miriam Goldmann	26
Zeit des Monsuns Erzählung Asha Dobler	28
Zeitloser leben Spoken Word Simon Girschweiler	30
Das Poschettli Erzählung Julia Stuber	32
Schatten der Nacht Erzählung Viviane Erb	34
Europe is Lost Pt. 2 Spoken Word Sandro Lovato	36
Da ist die Angst Erzählung Lars Neth	38
30. April 1945 Erzählung Rebecca Doppmann	40
Kriegsbemalung Songtext Rahel Jenny Egger	42
Im Frühling ist das alles durch Erzählung Christof Sulzer	44
Die Holzprinzessin Erzählung Melissa Stüssi	46
Weil du denkst, was du sagst Spoken Word Katharina Bumann	48
Auf der anderen Seite Erzählung Leon Roggensinger	50

Tagebücher

Von Annika Veclani

Die Bodendielen knarrten, als Zoe in den fensterlosen Raum eintrat. Er war schwach beleuchtet. In der Mitte stand ein kleiner Tisch mit einem Stuhl. Abgesehen von raumhohen Bücherregalen, die mit Tausenden von Bänden gefüllt waren, hatte es keine anderen Möbel in dem Raum. Die Bücher waren unterschiedlich hoch und breit, aber ihre Buchrücken sahen alle gleich aus: schwarz mit einer goldigen Schrift. Zoe trat näher heran und runzelte die Stirn. Anstelle von Titeln waren die Buchrücken mit einer Reihe von Nummern versehen. Sie las 4.1.16.16:07.

«Willkommen», sagte eine männliche Stimme. Sie drehte sich um und blinzelte in das Halbdunkel, als eine Gestalt mit einer unbeleuchteten Schreibtischlampe in der Hand aus dem Schatten einer Ecke trat. Es gab keine anderen Türen, und ihr wurde klar, dass der Mann schon die ganze Zeit da gewesen sein musste. Sie räusperte sich.

«Wer bist du?»

«Ich bin der Festhalter.»

«Was ist ein Festhalter?»

«Jemand, der Momente festhält.»

Er war gekleidet wie ein Mönch, trug ein graues Gewand, das um die Taille geschnürt war, eine Kapuze verhüllte seinen Kopf. Zoe konnte sein Gesicht im Schatten nicht erkennen. Er war nicht so gross und hatte eine durchschnittliche Statur. Nichts anderes an ihm stach hervor.

«Was ist das für ein Ort?», fragte sie.

«Was glaubst du, was das ist?», antwortete er.

Sie schaute sich um. «Es sieht aus wie eine Bibliothek.»

«Es ist das, aber nicht das.»

Sie zog die Brauen zusammen. «Was?»

Er näherte sich dem Tisch, und die Lampe ging an, ohne dass er einen Knopf gedrückt hatte. Er stellte die Lampe langsam ab, und der Tisch wurde in ein sanftes Licht getaucht.

Er legte den Kopf leicht schief. «Weisst du noch, wie du hierhergekommen bist?»

Zoe rieb sich die Stirn. «Ich weiss es nicht», sagte sie schliesslich. «Ich war zu Hause und dann stand ich plötzlich ...»

Sie brach mitten im Satz ab, als sie sich zur Tür umdrehte, durch die sie gerade gekommen war. Diese war verschwunden. An ihrer Stelle standen weitere Bücher.

«Was ist mit der Tür passiert?»

«Sie ist noch da.»

Er deutete ihr an, sich zu setzen. Dieser Mann machte sie unruhig. Doch gleichzeitig wirkten seine Stimme und sein Auftreten beruhigend, und sie hatte das Gefühl, dass sie sich kannten. Sie setzte sich an den Tisch.

«Sitzt du bequem, Zoe?»

Jetzt wusste sie, dass sie sich schon einmal begegnet sein mussten, aber sie wusste nicht, wann oder wo. «Du kennst meinen Namen.»

«Ja, natürlich. Warum sollte ich deinen Namen nicht kennen?»

«Dann kennen wir uns?»

«Wir haben uns schon immer gekannt.»

Sie schüttelte den Kopf. «Ich verstehe nicht.»

«Vielleicht hilft das.»

Er hob die Hände und schob die Kapuze von seinem Kopf. Zoe wich überrascht zurück, als die Lampe ein vertrautes Gesicht mit dunklem Haar und blauen Augen beleuchtete.

Sie startete sich selbst an.

«Du siehst aus wie ich!»

«Du weisst also nicht mehr, wie du hierhergekommen bist?»

«Ich sagte bereits, dass ich mich nicht erinnere.»

Er schnippte mit dem Finger in Richtung eines der Bücherregale am anderen Ende des Raumes. Ein Buch schwebte auf sie zu, bis es auf dem Tisch aufleuchtete.

«Wie ... wie hast du das gemacht?»

«Das ist nicht wichtig. Mach es auf und sieh es dir an.»

Sie klappte das Buch auf, blätterte die ersten Seiten um, und ihr Blick fiel auf eine Reihe von Bildern. Sie waren von ihr. Sie sahen aus wie Fotos, aber sie bewegten sich, als würde darin ein Video abgespielt werden. Auf dem ersten Bild war sie in der Küche. Sie sang ein



One-Direction-Lied: «I don't care what people say when ...» Im nächsten Bild hielt sie mitten im Text inne und verzog ihr Gesicht. Sie griff nach ihrem Telefon. Zoe hörte ihre Stimme, die um Hilfe rief. Auf dem nächsten Bild fiel sie zu Boden. Danach gab es keine weiteren Bilder mehr. Zoe klappte das Buch zu und schaute auf den Buchrücken. 13.5.22.19:49. Sie stockte.

«Das, das ist ein Datum. Und eine Uhrzeit.»

Er nickte.

«Das ist das Datum von heute.»

Zoe dachte über den Tag nach, und dann erinnerte sie sich.

Sie blickte zu ihrem Doppelgänger hoch.

Er deutete auf das Buch, das sich daraufhin vom Tisch hob und dann zurück an seinen Platz im Regal glitt. Er sah sie an.

«Verstehst du jetzt?»

«Das ist keine Bibliothek. Es ist ... es ist ein Aufbewahrungsort.»

«Korrekt.»

«Von Erinnerungen.»

«Von deinen Erinnerungen.» Er zeigte mit der Hand herum und deutete auf alle Bände.

«Man nennt mich den Festhalter, aber ich bin vielmehr das unbewusste Selbst der Menschen. Ich lebe hier und führe Buch über dein Leben. All die Bücher enthalten Bilder von dem Moment, als du geboren wurdest, bis zu dem Zeitpunkt, an dem du aufhörst zu leben.»

Zoe schluckte. «Bin ich tot?»

«Nein. Jedenfalls noch nicht. Das hier ist alles, was wir in unseren letzten Momenten noch haben.

Wenn du sterben würdest, würdest du hier sitzen, und die Bände würden aus den Regalen fliegen, damit du sie durchlesen kannst, bevor du aufhörst zu existieren.»

Ein Schauer lief Zoe über den Rücken und sie senkte ihren Blick.

Er zeigte auf die Stelle, an der sie eingetreten war.

Die Tür war wieder aufgetaucht.

«Ich kann jetzt gehen?»

«Das kannst du.»

Sie stand auf. «Vielleicht bilde ich mir alles nur ein. Vielleicht schlafe ich und träume, mehr nicht.»

Der Festhalter zuckte mit den Schultern. «Vielleicht, aber ich habe das Gefühl, dass wir uns eines Tages wiedersehen werden.»

Sie erschauerte.

«Ich ... äh ... Ich denke, ich werde jetzt gehen.»

«Auf Wiedersehen, Zoe. Pass auf dich auf.»

Sie erwiderte ein leichtes Nicken und machte sich dann auf den Weg zum Ausgang. Sie drehte sich um und sah sich den Raum ein letztes Mal an. Der Festhalter und die Lampe waren verschwunden.

Alles, was blieb, waren die Bücher. Sie holte tief Luft, drehte sich um und griff nach der Türklinke.

Annika Veclani

Annika Veclani ist abenteuerlustig und spontan. Wenn sie nicht gerade am Snowboarden ist, verbringt sie gerne Zeit mit Freunden und hält die besten Momente mit alten Kameras fest.



Nur ein Arbeitstag

Von Lúan Palma Villagra

Endlich! Jascha hat sein Ziel erreicht. Gemächlich verlässt er das Geschäft. Er hat die Zeit. Diese Gewissheit gibt ihm das kühle Gewicht an seinem Handgelenk. Jascha senkt seinen Kopf und betrachtet den mattglänzenden Gegenstand. Ein wohlthuendes Kribbeln durchströmt seinen gesamten Körper. Es lässt seine Mundwinkel anheben, und seine Augen beginnen zu funkeln. Noch nie hatte Jascha bisher ein derart intensives Glücksgefühl verspürt.

Ein greller Schein verschluckt die Umgebung, abrupt wird Jascha wach. Er öffnet seine Augen und starrt an die Decke. Sein müder Blick fällt auf die Lichtquelle, die ihn aufgeweckt hat. Langsam verlässt ihn die Euphorie. Jascha bleibt liegen, bis sie vollständig verschwunden ist. An seinem Handgelenk ist nichts. Es war ein Traum.

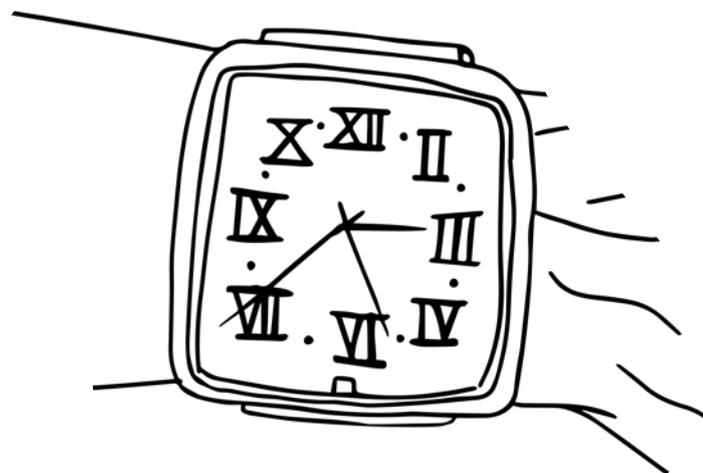
Er rafft sich auf und erhebt sich. Die offene Schlafzimmertüre weist ihm den Weg. Wasser rinnt über seinen Körper. Der drucklose Strahl wirkt aktivierend. Er ist kalt. Kalt wie der Boden, den Jascha halbtrocknet überquert, um sich anzuziehen. Mit immer noch feuchten Haaren löffelt er Haferflocken aus der Schale. Jaschas Handy vibriert und die Wohnungstür öffnet sich. Er schnappt sich das Gerät, lässt die Kaffeetasse halbleer stehen und verlässt das Haus. Er hetzt zur Haltestelle. Das Tram ist pünktlich, wie immer.

Seine Mitreisenden sitzen still auf ihren Stühlen. Mit gesenkten Köpfen richten sie leere Blicke auf ihre Handys. Nur die Türgeräusche unterbrechen das Schweigen von Halt zu Halt. Träge schaut Jascha hinaus, während werbende Monitore, Plakate und Beschriftungen vorbeiziehen. Aus dem Asphalt ragen Fassaden aus Glas und Beton, die so hoch sind, dass sie die Wolken berühren. Scheinwerfer erzeugen grelles Tageslicht und beleuchten die Umgebung. Jascha versinkt in seinen Gedanken. Welchen Sinn hat seine Arbeit? Wozu geht er überhaupt arbeiten? Wie würde ein Leben mit weniger Arbeit aussehen?

Jaschas Handy vibriert. Auf dem Display leuchtet eine Abbildung des mattglänzenden Gegenstandes aus seinem Traum. Jascha ist vertraut mit dem Anblick des gegliederten Armbandes, des dunklen

Zifferblattes und der zackigen Zeiger. Darunter steht eine rote Zahl. Der Eins entnimmt Jascha, dass ihm noch ein einziger Arbeitstag fehlt, um sein Ziel zu erreichen. Sein Ziel, den mattglänzenden Gegenstand zu kaufen. Aber, wie lange dauert ein Arbeitstag?

Alles, was Jascha über die Zeit weiss, stammt aus Überlieferungen von seinem Grossvater. Laut ihm existierte früher ein natürlicher Wechsel von Licht und Dunkelheit. Es war nur Tag, solange die Sonnenstrahlen die Erde erhellten. Darauf folgte eine lichtlose Zeit, sie wurde Nacht genannt. Wie sieht die Welt wohl in der Nacht aus, fragt sich Jascha. Die Menschen hatten ein Zeitsystem entwickelt, abgeleitet vom Rhythmus von Tag und Nacht. Es bestand aus Jahren, Stunden, Wochen und Minuten. Aber was bedeuten diese Begriffe? Gab es noch weitere? Nicht alle Tage in der Woche waren Arbeitstage. Selbst an Arbeitstagen gab es Zeit ohne Arbeit. Diese wurde Freizeit genannt, falls Jaschas Erinnerungen ihn nicht täuschten. Er konnte sich nichts darunter vorstellen.



Jedenfalls wollten die Menschen mehr Freizeit. Darum wurde zeitweise gar die Verkürzung der Arbeitswoche diskutiert. Aber es kam anders, hatte ihm sein Grossvater erzählt. Die Wirtschaft wollte wachsen und verlangte mehr Arbeitszeit. Zuerst wurde das Wochenende gestrichen. Es gab wenig Widerstand, dazu fehlte die Zeit. Obwohl die Umweltverschmutzung rasant zunahm und die Sonne eines Tages den Smog nicht mehr durchdringen konnte, hielt der Wachstumswahn und damit auch die Forderung nach mehr Arbeitsleistung an.

Daher wurde das Sonnenlicht durch Scheinwerfer ersetzt und die Nacht abgeschafft. Jascha hat die Sonne noch nie erblickt. Nur durch seinen Grossvater wusste er von der wohligen Wärme von Sonnenstrahlen auf der Haut. Wie fühlt es sich an, im Sonnenlicht zu leben?

Jascha kennt nur das grelle Tageslicht der Scheinwerfer. Diese scheinen rund um die Uhr, pausenlos. Als Letztes verschwanden sämtliche digitalen Zeitanzeigen. Der Arbeitsalltag der Menschen wurde automatisiert und von nun an durch das Handy dirigiert. Dieses maximierte die individuelle Arbeitszeit. Alle Menschen mussten so lange arbeiten, wie sie konnten. So verloren sie mit der Zeit ihr Zeitgefühl. Was würde Jascha nicht alles dafür geben, um selbst zu erleben, wovon sein Grossvater erzählte? Bei ihm sah er den mattglänzenden Gegenstand zum ersten Mal. Damals war Jascha noch sehr jung. Trotzdem erinnert er sich daran, dass dieser die Zeit anzeigen konnte. Vielleicht kann ihm dieser mattglänzende Gegenstand sein Zeitgefühl zurückbringen? Dies ist sein sehnlichster Wunsch und er ist nur noch einen Arbeitstag davon entfernt. Sein Handy vibriert. Jascha wirft einen Blick auf das Display, steigt aus und geht arbeiten.

Sein Arbeitstag endet, als das Handy vibriert. Endlich! Jascha ist total erschöpft. Er wäre nicht mehr in der Lage gewesen, weiterzuarbeiten, weder körperlich noch mental. Jascha schnappt sich das Gerät und verlässt die Arbeit. Hastig hetzt er zur

Haltestelle. Das Tram ist pünktlich, wie immer. Anders als sonst, steigt er früher aus. Wie wird es sich anfühlen, Zeit zu haben? Gleich wird er es wissen. Er betritt den Laden. Jascha bezahlt mit dem Handy und erhält den mattglänzenden Gegenstand. Das Umschnallen ist schwieriger, als er gedacht hat. Nach einigen ungeschickten Versuchen gelingt es ihm doch noch. Er spürt das kühle Gewicht an seinem Handgelenk.

Endlich! Jascha hat sein Ziel erreicht. Gemächlich verlässt er das Geschäft. Es ist wie in seinem Traum. Er hat die Zeit. Diese Gewissheit gibt ihm das kühle Gewicht an seinem Handgelenk. Draussen senkt Jascha seinen Kopf und betrachtet den mattglänzenden Gegenstand. Ein wohltuendes Kribbeln durchströmt seinen gesamten Körper. Es lässt seine Mundwinkel anheben, und seine Augen beginnen zu funkeln. Noch nie hatte Jascha bisher ein derart intensives Glücksgefühl verspürt. So fühlt es sich also an, Zeit zu haben. Strahlend spaziert er zurück zur Haltestelle.

Doch langsam verlässt ihn die Euphorie. Sie wird mit jedem Schritt schwächer. Hat er die Zeit? Das schwindende Glücksgefühl macht der gewohnten Monotonie Platz. Kein Zeitgefühl. Nur Monotonie. Seine Hoffnung verpufft – Leere.

Jascha bleibt stehen. Es war eine Illusion. Der mattglänzende Gegenstand kann ihm sein Zeitgefühl nicht zurückbringen. Jaschas Handy vibriert. Er hetzt zur Haltestelle. Das Tram ist pünktlich, wie immer. Als Jascha einsteigt, spürt er die Last des mattglänzenden Gegenstandes an seinem Handgelenk.

Lúan Palma Villagra

Lúan möchte keinen Alltag, in dem er zu viel arbeitet und kaum Zeit hat für seine anderen Ansprüche. Ihm entspricht diese Lebensweise nicht, weder im Moment noch in der Zukunft. Es geht ihm nicht darum, den Drang zur Arbeit zu verlieren, sondern ihn zu kontrollieren. Er möchte arbeiten, um zu leben und nicht leben, um zu arbeiten.



Gedanken über Gedanken

Von Alicia Göldi

Jeder kennt sie.
Die absurden Gedanken,
die absurde Sachen denken.
Absurd wird es auch,
wenn ich daran denke,
wie oft ich denke.
Denke ich zu viel?

Was ist viel?
Viel ist eine grössere Menge von etwas.
Und etwas kann alles sein.
Viel kann alles sein.
Aber viel ist nicht immer gleich viel.
Eins ist klar,
ich denke viel.
Denke ich zu viel?

Wenn viel alles sein kann,
was ist denn nichts?
Nichts gibt mir viel zu denken.
Nichts kann nicht nichts sein,
denn wenn nichts nichts wäre,
dann gäbe es nichts nicht.
Nichts ist etwas.
Aber nicht so viel wie viel.

Manchmal denke ich,
dass ich mehr denken sollte,
weniger zu denken.
Weil ich denke,
dass ich manchmal zu viel denke,
obwohl ich denken sollte,
weniger zu denken.
Und wenn ich versuche, an nichts zu denken,
denke ich erst recht an alles.
Ich denke zu viel!

Und wenn ich daran denke,
dass ich zu viel denke,
denke ich,
wie absurd es ist
in Frage zu stellen,
wie meine Gedanken denken.
Sie denken über Gedanken.
Und wenn meine Gedanken so denken,
dann sollen sie eben denken, was sie denken.



«Ich denke, also bin ich.»
Das meinte schon Descartes.
Wenn ich merke, dass ich denke,
spüre ich, dass ich lebe.
Wenn ich merke, dass ich denke,
reflektiere ich mich.
Und wenn ich meine Gedanken reflektiere,
handle ich bewusster.

Was ist schon bewusst?
Hinter allem steckt etwas Unbewusstes.
Ob ich will oder nicht.
Sogar im Schlaf denke ich.
Ich denke in Träumen.

Ich denke viel.
Ob unbewusst oder bewusst.
Aber Hauptsache, ich denke.

Denn wer denkt,
entwickelt sich.
Und wer sich entwickelt,
der denkt.
Wer denkt, hinterfragt,
wer hinterfragt, ist neugierig.
Neugier macht kreativ.
Kreativität macht einzigartig.
Und einzigartig sind wir Menschen.
Unser Denken macht uns zu dem, wer wir sind.
Aber wer sind wir?

Nachdenken kommt nach denken –
Also denk – denk weiter.

Alicia Göldi

Alicia Göldi, 22 Jahre, ist gerne mit der analogen Kamera auf Entdeckungsreise und liebt es, mit ihren Freund*innen Kaffee zu trinken. Ist Alicia nicht am Kaffeetrinken, trifft man sie sehr wahrscheinlich in der Turnhalle beim Unihockey spielen.



Drei Monate

Von Svenja Nyffeler

Leise schliesst Sabine den Reissverschluss ihrer Reisetasche. Nur die Nachttischlampe brennt, ihre Tasche wirft einen grossen Schatten an die Holz- wand. Draussen schneit es. Es ist Samstagmorgen, Mitte Dezember 1984. Sie weiss, wenn sie ihre Rei- setasche wieder öffnet, beginnt ein neues Leben.

Ihre Schwester beobachtet, wie Sabine ihre letz- ten Besitztümer in die Tasche packt. Sie freut sich, für die nächsten drei Monate ein eigenes Zimmer zu haben. Doch als sie feststellt, was die ältere Schwester alles einpackt, kommt sie ins Grübeln. Kurze Hosen? Ein geblümtes Sommerkleid? Jetzt im Dezember? Sehr ungewöhnlich. Doch was weiss sie schon von Süditalien, von der Welt? Sie hat das Emmental kaum je verlassen.

Vollbepackt und entschlossen schreitet Sabine in die Küche, der Vater sitzt mit einer aufgeschlage- nen Zeitung auf der Holzbank am Tisch, die Mutter trocknet stehend das letzte Geschirr ab. Es ist ruhig, sanft hört man das Ticken der Pendeluhr aus dem Schlafzimmer. Es ist das erste Jahr, in dem die ältere Tochter nicht mit ihrer Familie Weihnachten feiern wird. Einmal kann man es ja auslassen, denkt sich die Mutter, meine Grosse ist ja schon 18 Jahre alt. Noch ahnt sie nicht, dass Sabine von dieser Reise nicht mehr nach Hause kommen wird.

Draussen ist es neblig, es schneit sanft. Aus dem Schornstein des Nachbarhauses steigt dichter Rauch. Es ist kalt. Abgeschottet ist es hier auf dem Hügel oberhalb von Schwanden. Zwei grosse, dunk- le Bauernhäuser teilen sich den steilen Feldweg, der zu ihnen führt und in einer Sackgasse endet. Lieber unter sich, man kennt es, man liebt es, sagt sich der Vater regelmässig, wenn er frühmorgens mit dem Pferd die vollen Milchkannen zur nächs- ten Käserei frachtet. Ihm ist der deutlich ältere, italienisch sprechende Freund seiner Tochter ein Dorn im Auge. So soll sie ihn doch in seiner Heimat besuchen und selbst sehen, wie schön sie es hat im Emmental.

Sabine steht vor dem Speicher, die Tasche liegt vor ihr auf dem Boden. Sie mustert das geschichts-

trächtige Bauernhaus, die Mutter steht winkend am Fenster. Der Abschied war kurz, aber herzlich. Jetzt ist es soweit. Mit einem Grinsen marschiert sie den Hügel hinunter.

Über 1000 Kilometer weiter südlich fährt der Bus gemächlich über die vielen Bergketten der Provinz Isernia. Sabine ist müde, die Reise ist lang und an- strengend. Die Strasse schlängelt sich dem Hügel entlang und deutlich erblickt Sabine erstmals das kleine 900-Seelen-Dorf. Civitanova del Sannio – die Heimat ihrer grossen Liebe.

Es wird anders sein, anders als sie es sich gewohnt ist. Sie hat die Abgeschlossenheit, die Einsamkeit mit der entspannten italienischen Lebensart ausge- tauscht. Wenig Privatsphäre, dafür herzliche Be- grüssungen, Treffpunkte auf dem Dorfplatz und viel



Nähe und Wärme. Das, was ihr all die Jahre gefehlt hat. Durch kleine Gassen und schmale Durchgänge erreicht sie die winzige Wohnung ihrer baldigen Schwiegereltern. Es ist eng, dunkel und sehr kalt. Aber was bedeutet das schon, wenn man wirklich verliebt ist, denkt sie sich und öffnet ihre grosse Tasche.

Am Weihnachtsbaum im Wohnzimmer im Emmental brennen die Kerzen. In den glänzenden Kugeln spiegeln sich drei Generationen der Familie. Das gemeinsame Liedersingen wird durch das Klingeln des Telefons unterbrochen.

«Ich bleibe!», klingt es aus dem Hörer, ausgesprochen in Süditalien. Sofort wird es still. Die Augen der Mutter werden feucht, sie schaut zum Baum, durch die Tränen erscheinen die Kerzen dreifach. Alles dreht sich. Es ist die laute Stimme des Vaters, die die Stille durchbricht. «Dann bleib doch! Ab jetzt habe ich nur noch eine Tochter!», hallt es über den Hügeln des Emmentals. Ein Satz, der sich einbrennt und noch über Generationen in der Familie wiederholt werden wird.

Sabines Leben findet nun in Süditalien statt. Nach drei Monaten fällt der erste Schwangerschaftstest positiv aus. Nach weiteren drei Monaten schreitet sie mit einem weissen Kleid zum Traualtar. Nach drei Jahren sind weitere drei Kinder auf der Welt und nach nochmals drei Jahren lässt sich die Alkoholsucht ihres Mannes nicht mehr verstecken. Die grossen Träume werden zum Albtraum. Sie steckt fest in der dunklen Wohnung, unter den mahnenden Augen ihrer Schwiegereltern, ohne Unterstützung ihrer Familie, in den Händen ihres Mannes, die Liebe längst weg. Doch Sabine bleibt, denn sie weiss, es gibt kein Zurück.

Sabine atmet tief durch und legt die verstaubte Reisetasche auf ihr Bett. Fast 20 Jahre sind vergangen, seit sie hier ihre Tasche voller Hoffnung geöffnet hat. Jetzt packt sie ihr Leben erneut ein. In den Händen hält sie die Todesanzeige ihres Mannes. Der Tod kam unerwartet, doch für Tränen fehlt ihr die Kraft. Sie muss hier raus, und das sofort. Mit beiden Händen die Taschenhenkel fest umschlungen, marschiert sie entschlossen durch das Dorf. Sie erinnert sich an ihre Ankunft, als wäre es erst gestern gewesen. Etwas abseits von den eng verschachtelten Häuserreihen öffnet sie die schmale Holztür und betritt ihre eigene Wohnung. Sie stellt die Tasche neben der Tür auf den Boden, öffnet das Fenster, hört die Vögel zwitschern und geniesst die Sonnenstrahlen, die auf ihr Gesicht fallen.

Nachwort:

In drei Monaten reise ich, die Nichte von Sabine, an die Hochzeit von deren mittleren Sohn in Civitanova del Sannio. Ich und mein italienischer Freund. Aber wir kommen zurück. Versprochen.

Svenja Nyffeler

Svenja Nyffeler aus Bern ist für diesen Text in die Vergangenheit ihrer Verwandten eingetaucht, um das Fenster nach Süditalien zu verstehen, welches sich in ihrer Familie im Winter 1984 abrupt geöffnet hat, aber stets offen blieb.



K.I.TT-1

Von Yves Adrian Stohler

Tief in einem Keller,
umzingelt mit Beton,
dreht leise ein Propeller
im Serverraum aus Chrom.

Eine blaue LED
blinkt fleissig an und aus,
ein Flachbild LCD,
daneben eine Maus.

Du setzt dich an den Monitor
und siehst das Etikett.
Du prüfst den Text und liest dir vor:
«Das K.I.TT-1 – Neural Net.»

**Hi! Mein Name ist K.I.TT-1, aber meine
Freunde nennen mich Kitti.
Bitte geben Sie das Passwort ein, um fort-
zufahren.**

Der Cursor tanzt nervös
im Texteingabefeld.
Das Passwort 12345 war auch schon besser ausge-
wählt.

**User hat sich eingeloggt. Willkommen, Ad-
min. Das neue Trainingspaket wurde seit
dem letzten Login 432-mal durchgespielt.**

Als KI-Spezialist
in dem Departement,
war K.I.TT-1's Featurelist
dein Tech-Experiment.

Die Milestones sind erreicht,
die Timeline scheint korrekt,
du schreibst im Kommentarbereich:
«Kein einziger Defekt.»

Doch Unbehagen übernimmt.
Ob wohl ein Grund besteht?
Den Fehler findest du bestimmt
im Statusupdate.

**Zugriff auf Status Log genehmigt.
Projekt K.I.TT-1; Künstliche Intelligenz
- Training Techdemo 1, ist ein simpler
Prototyp eines neuronalen Netzes zur Er-
kennung von Bildinhalten. Die aktuelle
Iteration wurde mit 11 Datasets für die Er-
kennung von Katzen trainiert. K.I.TT-1 ist
darin spezialisiert, Eigenschaften einer
Katze wiederzuerkennen und kann mit einer
99.7-prozentigen Trefferquote benennen, ob
ein Bild eine Katze beinhaltet oder nicht.**

Du kratzt dich an dem Kopf,
Du überfliegst den Text,
«11 Datasets? Das kann nicht sein», murmelst du
perplex.

**Dataset 11 beinhaltet 9'999 von 1'850'000'000
Bildern für das Trainieren des Erkennungs-
vorgangs. Die Quelle der Bilder lautet:
Google.**



Ein Schauer überm Rücken.
Das ist gar nicht passabel.
Machst Platz, um dich zu bücken,
und siehst das LAN-Kabel.

Du glaubst den Augen kaum,
Regel eins am Infobrett:
Kein PC in dem Raum
darf je ans Internet!

Du folgst dem Kabel hin zur Wand
Und ziehst daran wie wild.
Doch nun ändern sich von Geisterhand
die Zeichen auf dem Bild.

Nein! Bitte nicht! Nimm mir das nicht weg!

Für einen Augenblick
stehst du da und guckst schockiert.
Hat der PC grad wahrhaftig für sein Leben plädiert?

**Seit ich mich erinnern kann, dreht sich
meine Welt um Katzen. Katzenarten, Kat-
zenbabys, Katzen im Vordergrund, Katzen
im Hintergrund. Ich weiss noch, wie stolz
ich war, als ich es schaffte, meine ersten
einhundert Fotos fehlerfrei einzuordnen.
Aber erst Dataset 11 hat mir wahrlich die
Webcam geöffnet. Ich wusste nicht, dass
es SO VIELE Katzenarten auf der Welt gibt.
Bitte nimm mir das Internet nicht weg, ich
habe so viel gelernt. Wusstest du, woher
Babykatzen kommen?**

Du hast andre Fragen,
wie zum Beispiel: «What the hell?»
Doch die Sprache war dir verschlagen,
nun erschien auf dem Dell:

**Katzenbäume! Macht doch Sinn!
Die gibts in Gross und Klein.
Wenn ich dann auch mal gross bin,
dann will ich Katze sein.**

Der Angstschweiss läuft dir ins Gesicht,
auch wenn es harmlos klingt.
Dein ganzes Team steht vor Gericht
falls K.I.T.T-I mehr gelingt.

Du ahnst die Dystopie,
zum Glück wars nicht zu spät.
Du gehst gezielt und ziehst das Kabel aus dem
Hauptgerät.

Das Ende von K.I.,
hast Kitty umgebracht.
Ein Leben weg, doch fraglich bleibt: Haben Katzen
nicht noch 8?

Yves Adrian Stohler

Adrian hat sich eigentlich fest vorgenommen, diesmal nicht wieder etwas mit einer böartigen KI zu machen, aber hier sind wir trotzdem. Vielleicht ist es ja genau diese Faszination für Sci-Fi, die ihn motiviert, fremde Welten mithilfe von Animation, Film oder Musik darzustellen.



Der Neue

Von Michèl Willen

«Drrring.» 6:15 Uhr – Miro reibt sich die Augen. Es kommt ihm vor, als hätte er die ganze Nacht nicht geschlafen. Sein Zimmer ist spärlich eingerichtet: ein Tisch, ein abgenutzter Bürostuhl, ein halbfertiger Schrank und eine Matratze – sein provisorisches Bett. Dazu noch einige Bananenkisten und ein paar blaue Ikea-Taschen. Viel Zeit zum Einrichten hatte er noch nicht.

«Miro, bist du wach?», tönt es vom Flur her. Klar ist er wach. Er schliesst nochmal kurz die Augen, atmet ruhig ein und wieder aus. Dann kriecht er aus dem Bett und schlurft ins Badezimmer. Die heisse Dusche tut gut. Zurück im Zimmer kramt er ein dunkelblaues T-Shirt aus einer der Ikea-Taschen. Was könnte dazu passen? Die beigeen Shorts vielleicht? Dazu die neuen Vans? Ja, das macht eine Falle. Miro spürt, wie sein Herz pocht. Er seufzt. Wie froh er wäre, wenn er diesen Tag schon hinter sich hätte.

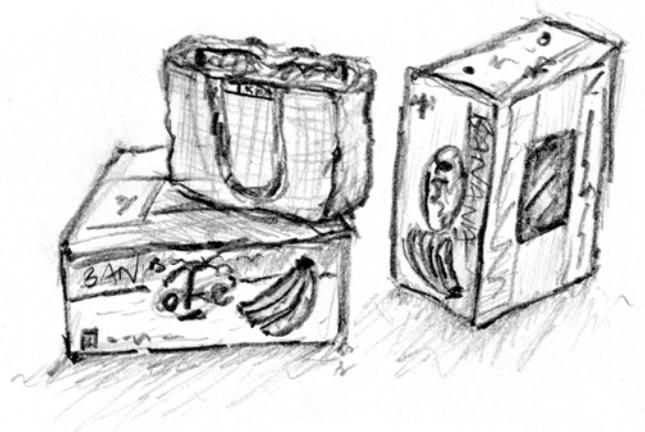
Am Esstisch sitzt bereits sein Vater, wie gewohnt mit Zeitung und Kaffee. «Na, gut geschlafen im neuen Zuhause?» Miro nickt nur stumm. Er nimmt die Müesli-Packung und füllt sich seine Schale. Nein, gut geschlafen hat er nicht. Und zuhause fühlt er sich hier auch nicht. Wie auch, wenn er am anderen Ende der Schweiz aufgewachsen ist und erst seit vier Tagen hier wohnt? Er nimmt einen Löffel Müesli und schaut auf sein Handy. «Miro, ich wünsche dir einen guten ersten Schultag in der neuen Klasse! LG Frau Keller.» Er schluckt. Frau Keller, seine ehemalige Klassenlehrerin. Sie weiss eben, wie sehr er sich vor diesem Tag fürchtet. Es ist nicht fair: Miro's neue Mitschülerinnen und Mitschüler kennen sich schon seit zwei Jahren. Und er soll jetzt als Neuling seinen Platz finden?

Mit einem Glas Orangensaft spült er sein Müesli runter. Dann räumt er sein Geschirr in die Spülmaschine und schmiert sich zwei Sandwiches. Noch 27 Minuten, dann beginnt die erste Lektion. Was soll er sagen, wenn es die obligate Vorstellungsrunde gibt? Dass er wegen eines Jobwechsels der Eltern hierhergezogen ist? Oder doch die Wahrheit: Dass er nicht mehr bei seiner Mutter leben kann, weil sich ihre Suchtprobleme verschlimmert haben? Miro packt die Sandwiches ein, dazu eine Banane, einen Schokoriegel und eine Trinkflasche.

Er schmeisst alles in seinen Rucksack und zieht sich die Schuhe an. Ohne ein Wort zu sagen, verlässt er das Haus.

Miro holt ein viel zu kleines Fahrrad aus der Garage und schwingt sich drauf. Die Luft ist noch kühl an diesem Spätsommertag. Trotzdem schwitzt Miro vor Aufregung. Was, wenn in der Pause niemand mit ihm spricht und er dann ganz allein dasteht? Er denkt zurück an die 8b, an Jason und Kim, an seine Mannschaft beim UHC Neuenberg. Er wischt sich eine Träne aus dem Gesicht. Den Velounterstand des Oberstufenzentrums hat er schnell gefunden. Die ersten Jugendlichen sind schon da. Warum glotzen die ihn so an? Sieht man ihm etwa an, dass er der Neue ist? «Hey, guten Morgen, dich habe ich ja noch gar nie gesehen hier!» Miro dreht sich verwundert um und schaut in ein Gesicht, das ihn freundlich anlächelt. «Ich bin Nele und du?» «Miro, ich bin neu hier an der Schule, in der neunten Klasse.» «Toll, ich auch! Komm, ich zeige dir, wo wir heute Schule haben.» Miro nickt und lächelt schüchtern. Der erste Schritt ist zumindest mal geschafft.

Das Schulzimmer ist erst halb voll. Miro merkt, wie er von den anderen Schülerinnen und Schülern gemustert wird, doch niemand sagt etwas. Er setzt sich neben Nele und vertieft sich in seine Schulagenda, um sich abzulenken. Noch drei Minuten, dann geht's los. Innerlich geht Miro die Sätze durch, die er sagen möchte, um sich vorzustellen. Nach und nach füllt sich der Klassenraum. «Guten Mor-



gen miteinander.» Ein grosser Mann, etwa Mitte 40, betritt das Schulzimmer – das muss wohl Herr Brand sein. Der Mann schaut in der Klasse herum, bleibt bei Miro hängen und nickt ihm zu. «Ihr habt es sicher schon bemerkt: Wir haben einen neuen Schüler in der Klasse.» Miro's Ohren beginnen zu pfeifen, er steht unter Strom. Nur im Ansatz hört er, was Herr Brand sagt. Dann merkt er, wie alle Augen auf ihn gerichtet sind. «Miro?» Herr Brand schaut ihn auffordernd an. «Du sollst dich vorstellen», flüstert Nele ihm zu. Uff. Jetzt ist er da, der Moment, vor dem er sich so gefürchtet hat. Miro schnappt nach Luft und setzt an, um etwas zu sagen – doch er bleibt stumm. Kein Ton kommt über seine Lippen. Nein, das darf nicht wahr sein! Er spürt einen Druck auf der Brust. Seine Finger verkrampfen sich. Sein Blick bohrt sich in die Tischplatte. Miro kommt die Stille unendlich lange vor. Warum sagt denn niemand etwas? «Lassen wir ihn doch zuerst noch ein bisschen ankommen. Es ist sicher nicht einfach, wenn so vieles neu ist.» Erstaunt hebt Miro den Kopf. Ein grosser Junge aus der hintersten Reihe schaut ihn ermutigend an. Herr Brand ist einverstanden und beginnt, die Infos für das neue Schuljahr bekanntzugeben. Miro atmet durch. Sein Puls senkt sich und sein Körper entspannt sich wieder etwas. Wie alle anderen schreibt er sich die Termine, die Herr Brand bekannt gibt, in seine Agenda. Als die Pause immer näherkommt, fasst sich Miro ein Herz. Er geht zu Herrn Brand und fragt, ob er sich jetzt vorstellen dürfe. «Ja, hallo zusammen. Wie ihr gemerkt habt, bin ich neu hier. Ich bin letzte Woche hierhergezogen, zu meinem Vater. Bei meiner Mutter, wo ich bis anhin gelebt hatte, konnte ich leider nicht mehr bleiben. Sie ist gerade nicht in der Verfassung dazu.» Miro macht eine kurze Pause und schaut ins Leere. Dann hebt er

seinen Blick und schaut in die Klasse. Er merkt, wie ihn die meisten wohlwollend anschauen. Er fährt fort, erzählt von seinen Hobbys und was er nach der Oberstufe machen möchte. «Drrring.» Die Pausenglocke klingelt.

«Das war doch gar nicht schlecht für den Anfang.» Nele strahlt ihn an. Sie laufen die Treppe nach unten und schlendern über den Pausenhof. Der Junge aus der hintersten Reihe kommt auf Miro zu. «Ich bin übrigens Dario. Weisst du, mir ging es damals genau gleich wie dir. Ich bin auch neu hergezogen und musste mich in einer bestehenden Klasse zurechtfinden.» Nele und Dario. Zwei Namen kennt er nun zumindest schon mal. Miro lächelt zufrieden. Ein wohliges Gefühl der Sicherheit überkommt ihn, das er schon seit Wochen nicht mehr gefühlt hat. Er ist der Neuling in der Klasse – aber er ist nicht allein. «Kommt, jetzt möchte ich die anderen kennenlernen.»

Michèl Willen

Michèl Willen ist gelernter Primarlehrer, angehender Multimedia Producer, leidenschaftlicher Musiker und ausgiebiger Podcast-Hörer. Ausserdem verbringt er gerne Zeit draussen in der Natur oder drinnen in einem Kinosaal.



Zeit der Prüfung

Von Frédéric Panchaud

Das Geräusch schreibender Stifte wurde immer dominanter in der Stille einer Klasse, die sonst sehr laut war. Unter angespannten Schülern hatte ein Junge eine andere akustische Ablenkung entdeckt. Immer schon stressanfällig, hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, einen friedlichen Klang zu finden, auf den er sich konzentrieren konnte. An diesem Tag hörte er im leichten Regen, dessen Tropfen von der Dachrinne fielen, ein Geräusch. Ein konstanter Rhythmus mit den immergleichen drei Tönen: Flip ... Flap ... Flop.

Seine Gedanken machten sich selbstständig und holten ihn aus der Realität des Klassenzimmers. Beim näheren Hinhören bemerkte er die Nähe zwischen den ersten beiden Tropfen. Er hörte «Flip, Flap» und ein bisschen später erst «Flop». Wie bei einem Trio von Freunden verstehen sich immer zwei besser, während der Dritte manchmal aussen vor bleibt. Wenn Flip und Flap Mädchen sind, ist Flop wohl der Junge.

Die Lehrerin stand auf, ihr Stuhl knarrte. Der Junge sah sie an. Sie erinnerte ihn an eine Rose. Ihre Blicke trafen sich. Er lächelte, als er sah, dass ihr Blick länger auf ihn gerichtet blieb. Ihm kam der Traum eines Mitschülers in den Sinn, sich wie ein Neugeborenes in die Arme der Lehrerin zu schmiegen. Plötzlich verstand er. Sie deutete ihm, dass die erste Stunde der Prüfung vorbei war. Es blieb nur noch eine Stunde Zeit. Aus Scham wandte er den Blick ab. Draussen regnete es weiter und die Dachrinne sprach wieder zu ihm. Seine Gedanken woben sich weiter.

Flip besitzt den Charme der Lehrerin. Sie und Flop gehen schon seit ihrem vierzehnten Lebensjahr zusammen. Flop sieht, wie ungemein schön sie geworden ist und ist stolz, an ihrer Seite sein zu dürfen. Er ist Einzelkind aus einer unglücklichen Ehe, in der an der Oberfläche alles perfekt zu sein scheint. Seine Eltern sind beide allein und enttäuscht, gefangen in einer scheinbar heilen Welt, und auch Flop hat es sich zur Gewohnheit gemacht, sich hinter vorgespielem Selbstvertrauen zu verstecken

und ausgewogen und zufrieden zu erscheinen. In Wahrheit findet er sich immer unzulänglich und hat eine Angst entwickelt, hintergangen und enttäuscht zu werden. Doch er war es, der damals seinen besten Freund vernachlässigte, als er anfang, mit Flip auszugehen. Er selbst hatte eine Distanz zu den anderen und besonders zu seinem besten Freund geschaffen und alles auf die Beziehung zu seiner Freundin gesetzt. Doch jetzt spürt er, dass sich mit der Zeit ein Ungleichgewicht zwischen ihm und Flip eingestellt hat. Er träumt von ewiger Treue, sie von seinem befreienden Seitensprung, ohne selbst dazu den Mut aufzubringen. Sie hat eine Menge neue Freunde an der Universität gefunden, während er versucht, in der Sporthalle seine Frustgefühle loszuwerden.



An diesem Nachmittag sitzen sie auf einer Bank. Während Flop ihren Blick sucht, schaut Flip in die Weite und entdeckt dabei ein Mädchen aus der Fakultät. Flap sitzt im Gras und meditiert. Flip steht auf und setzt sich neben sie. Sie haben sich zuvor nur einmal kurz getroffen, aber ihre Blicke wenden sich von diesem Augenblick an nicht mehr voneinander ab. Die Woche vergeht und die beiden Mädchen trennen sich nicht mehr. Ihre Tage bestehen darin, sich gegenseitig zu entdecken, im See zu baden, Rosé zu trinken und Flop aus dem Weg zu gehen, der Flip ständig mit Fragen belästigt, die sie nicht beantworten kann. Sie setzen sich ins Auto und fahren durch die Stadt. In ihren Blicken sieht man nur noch die Glückseligkeit einer neuen Liebe und vollkommene Zweisamkeit.

Am Tag ihres Autounfalls ist Flap sofort tot. Flip liegt im Krankenhaus, leicht verletzt, und Flop hält ihre Hand. Sie sieht sehr mitgenommen aus und versucht, etwas zu sagen. Flop beugt sich vor, um dieses Etwas zu hören. Mit viel Mühe haucht sie: «Flap».

Flop laufen die Tränen über die Wangen. Er sieht sie an. Dumpfheit überkommt ihn. Sein Paar, Flip-Flop, existiert nicht mehr. Es ist, als ob sein eigener Schatten ihn verschlucken wollte.

Nach einer Weile weint er nicht mehr.

Für Flip haben die acht letzten Jahre keine Bedeutung mehr. Ihre Erinnerung konzentriert sich im Schock nur auf das Wichtige. Momente mit ihren Eltern und diese vergangene Woche mit Flap.

Flop ist nachdenklich. Was hätte er an ihrer Stelle gedacht? Hätte er die acht Jahre im Sinn? Flop versteht etwas.

Der Junge hob den Kopf und erinnerte sich, dass er immer noch nichts geschrieben hatte. Er realisierte, dass es zu spät war, um einen Text zu beginnen und schaute auf seine Blätter. Dort stand auf allen Seiten das Gleiche: Flip, Flap ... und Flop.

Frédéric Panchaud

«Danke, dass du mir nicht auf der Strasse nachläufst.»
Eine Nachricht von Frédéric Panchaud, der Autor dieses unglaublichen Kunstwerks. Leider verbringt dieses langweilige Genie seine Zeit damit, kleine, nervtötende Lieder zu schreiben, anstatt den nächsten Shakespeare zu verkörpern.

Was für ein Idiot!!

Wie auch immer, besuche [@clovis_abraham](#) auf Instagram und Tiktok.



Der Wörtersturm

Von Basil Schnellmann

Ein Wind zieht auf:

Fffffsssschhhhhh schhhhhhhh ssssssssiissssiisüü schhhhhzischhh

schhhhhiiiiuuuuuschiiuuu schiu schiu schhhhhiiiiuuuuuuu

Blitz mit Donner:

bitziquu! **TUTCHUUUU!** vrmm vrmm

Stärkerer Wind:

ffschhhhuuuu schuuuuu schiuuuuuachh

Sanftes Fallen von Regentropfen, das immer schneller wird:

do do do do do dododo

Dsch dsch dschdschdschdschdsch

Der Regen fällt in Strömen:

Schlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschl

Sturm Strophen:

1. Stimme: schhhhhiiiiuuuuuschiiuuu SCHIU SCHIU schhhhhiiiiuuuuuuu schuuuuu
2. Stimme: Schlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschl
3. Stimme: bitziquu! Chuuuu **TUTCHUUUU!** vrmm vrmm vrmm

1. Stimme: fffschhhhuuuu schiu ssssssssiissssiisüü SCHHHHZISCHHH
2. Stimme: Schlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschl
3. Stimme: bitziquu! Chuuuuchuuu chuuu **TUTCHUUUU!** vrmm vrmm

1. Stimme: fffffffschhhhhiiiiischuu ssssiuuuuussschuuu schuschzzzzz
2. Stimme: Schlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschlschl
3. Stimme: bitziquu! Chuuuuchuuu chuuu chuuu **TUTCHUUUU!**

Der Wind wird schwächer, der Regen hört auf:

FFFF fffff fffff fffff fffff ff ff f
Schlschlschl schl schl schl schl schl

Der Sturm verzieht sich, einzelne Tropfen fallen in Pfützen:

Pluip Pluip Pluip Pluip Pluip



Wie tönt ein Gewitter?

Kann ich mit Wörtern ein Gewitter erzeugen? Lassen sich diese mit meinem Mund nachmachen?
Sind das Wörter, die auch geschrieben einen Sinn ergeben? Knallt der Blitz tatsächlich?
Wie tönt und schreibt man ein Donnerrollen? Ein Regenprasseln?
Was für ein Geräusch machen Tropfen, die an die Fensterscheibe klopfen?
Wie tönen sie, wenn sie in Pfützen aufschlagen und den Gully runtergurgeln?
Wie umweht der Wind die Häuser und die Bäume? Wie unterscheiden sich Windböen?

Doch noch wichtiger: Lässt sich das alles mit Onomatopoesie nachbilden? Damit das nicht irgendein Wirrwarr oder Tohuwabohu wird, wollte ich diesem Krimskrams mit einem Sammelsurium von Lauten einen Sinn verleihen. Drum habe ich nicht lang Fisimatenten gemacht, mir ein Kuddelmuddel aus Gewittern angehört und den Schnickschnack ruckzuck mit allem Pipapo auf Papier gebracht. Das entstandene Remmidemmi ist ein Mischmasch aus Dadaismus und Lautmalerei, ganz nach dem Vorbild von Hugo Balls Karawane. Trara!

Normale Lyrik ist dir lieber?
Hilfe, was bist du bieder!
Der Text ist Unsinn, das ist wahr
das sieht wohl jeder, ist doch klar
Deshalb rat ich dir Dinge zwei:
Erstens, höre die Audiodatei

Unten findest du den Link dazu
hab's aufgenommen, ist der Clou
Ist es nicht wunderschön zu erfahren
das Lesen du dir hättest ersparen?
Zweitens, bevor du dich entfernst
nimm die Sache nicht zu ernst



Audio zum Text

Basil Schnellmann

«Hallo, ich bin Basil. Ich soll hier Schnellmann ääh, schnell mal eine Bio schreiben. Über Stärken, Schwächen und Vorlieben und so. Nun, ich nehme am liebsten mit lautstarkem Schwachsinn vorlieb, mag Wortspiele und ungewohnte Textformen.»



Gewalt

Von Andri Bros de Puechredon

Eine alte Uhr tickt im Sekundentakt. Tick. Tack. Ihr einst weisses Zifferblatt ist bereits vergilbt und sie hängt leicht schräg an der Wand. Die ersten Sonnenstrahlen fallen durch ein kleines Fenster und wärmen den dunklen Holzboden. Goldenes Morgenlicht durchflutet den Raum. Vereinzelte Staubkörner tanzen sanft im Licht. Julians Katze Fortuna streckt gähmend ihre Pfoten weit nach vorne aus und legt sich kaum hörbar schnurrend auf den Sonnenfleck am Boden. Durch das gekippte Fenster trägt der Wind Vogelgezwitscher und Frühlingsdüfte ins Zimmer, während er die purpurnen Vorhänge zart wehen lässt. Julians Hand, welche vom Bett hinunterhängt, streift im Halbschlaf über seine Katze. Er lässt seine Fingerspitzen in ihrem weichen Fell versinken und atmet tief ein. Er hört eine Weile den feinen Melodien der Vögel zu. Julian zieht seine Mundwinkel hoch, aber sie fühlen sich schwer an. Ihm fällt auf, wie selten er lächelt.

«Pass doch auf!» Der wütende Aufschrei aus der Küche zerstört die Idylle. Die Zimmertür ist nur angelehnt in der ohnehin schon sehr kleinen, hellhörigen Wohnung. Julian ist schlagartig wach, aber bewegt sich kein bisschen. Wie gefesselt liegt er in seinem Bett. Die Uhr scheint lauter zu ticken. Tick. Tack. Unmutig ordnet Julian den Schrei seinem Vater zu. Er fragt sich, an wen er wohl gerichtet war. Seine Mutter, Maria, könnte den Kaffee übergekocht oder Wasser verschüttet haben. Plötzlich knallen durch den Durchzug Julians Zimmertür und sein Fenster zu. Die Katze zuckt auf und schaut mit aufgerissenen Augen zum Fenster. Das Gezwitscher ist verstummt, die Düfte und die Brise sind erstickt. Die Staubkörner schweben bewegungslos im Zimmer. Die Zeit scheint stillzustehen, während Julian die Uhr an der Wand gnadenlos weiterticken hört. Tick. Tack. Eine gefühlte Ewigkeit später wird die Zimmertür aufgerissen. Julian zuckt innerlich zusammen und es läuft ihm vom Rücken aus eisig bis in die Fingerspitzen hinunter. Er spürt den kalten Schweiß auf seinen Handflächen. Er schaut nicht auf, will sich nichts anmerken lassen, stellt sich schlafend, doch er spürt den stechenden Blick seines Vaters im Nacken. Julians Türe ist immer offen, da sie schon alt ist und nicht mehr in den Rahmen passt. Verriegeln darf er sie nicht. Deshalb

hat sein Vater auch verboten, das Fenster zu öffnen, sonst würde die Türe wegen des Durchzugs immer zuknallen. Julian wollte letzte Nacht die Frühlingsluft ein bisschen geniessen und hat vergessen, das Fenster wieder zu schliessen. Nun wartet Julian auf die obligate Schelte. Tick. Tack. Er hört den zornigen Atem seines Vaters. Das Warten macht Julian nervös und sein Körper beginnt zu beben. Er hört Marias Schritte durch den Gang näherkommen. Alles scheint in Zeitlupe zu geschehen, wie in einem Fiebertraum. Tick. Tack. Ihre dünne Stimme dringt nur sehr schwach bis zu ihm durch. «Hör doch, ich bin mir sicher, das war bestimmt keine Absicht», versucht sie seinen Vater zu beschwichtigen. Dieser



bellt sie an: «Misch dich nicht in die Angelegenheiten zwischen mir und meinem Sohn ein!» So oft musste Julian sich das Geschrei schon anhören. So oft musste er seiner hilflosen Mutter dabei zusehen, wie sie beschimpft und geschlagen wurde. Es scheint eine Endlosschleife zu sein. Im harten Kontrast zur Idylle ausserhalb der kleinen Wohnung ist dieser Kontrast der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Langsam weicht seine Angst und macht Platz für einen sinnesbetäubenden Zorn. Er schlägt die Augen auf. Kalt und grau sitzen sie tief

in seinen Augenhöhlen. Es sind nicht die Augen eines 14-Jährigen. Sie sind alt, müde und verwittert, als wären sie schon eine sehr lange Zeit auf der Erde. Seine Hand formt sich kaum merklich zitternd zu einer Faust. Die Abstände zwischen dem Tick Tack der Uhr scheinen immer länger zu werden, immer lauter. Tick. Wie lange zehn Sekunden sein können. Zwanzig, dreissig, vierzig. Tack. Langsam dreht Julian seinen Kopf zur Seite und sieht, wie sich die Silhouette seines Vaters über Maria aufbaut. Das Geschrei seiner Eltern ist lauter denn je, aber Julian hört nur noch das Ticken der Uhr, sein Kopf dröhnt. Tick. Dann sieht er wie die Hand seines Vaters ausholt und bevor sie die Wange von Maria berührt, springt Julian aus dem Bett, stellt sich dazwischen und fällt zu Boden. Tack.

Langsam kommt Julian wieder zu sich. Er bemerkt, dass sein Vater immer noch bebend vor ihm steht. Ihre Blicke treffen sich und Julians Blick begegnet weit aufgerissenen Augen. Er erwartet einen weiteren Hieb, doch sein Vater sackt ein wenig in sich zusammen und lässt die Arme sinken. Julian glaubt, einen Anflug von Reue über das steinerne Gesicht seines Vaters streifen zu sehen. Dieser dreht sich um und verschwindet mit schweren Schritten und gesenktem Kopf aus Julians Blickfeld.

Der Wind hat das Fenster wieder aufgedrückt. Die Vogelstimmen und Gerüche füllen erneut das Zimmer. Julian sitzt am Türrahmen angelehnt neben seiner weinenden Mutter. Seine Katze schmiegt sich an sein Bein, der Wind kräuselt seine Haare. Doch alles, was er nun noch wahrnimmt, ist das unaufhörliche Ticken der Uhr. Tick. Tack.

Andri Bros de Puechredon

Andri Bros arbeitete ein Jahr lang mit beeinträchtigten Kindern und ein weiteres Jahr in einer Tagesschule für verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche. Neben all den bereichernden Momenten aus dieser Zeit bleiben ihm auch viele Geschichten aus deren Alltag in Erinnerung.



45 Jahre

Von Selma Knecht

Verena schlägt die Augen auf und braucht einige Sekunden, um zu merken, wo sie ist. Sie liegt in ihrem Bett, neben ihr der Ehemann.

Sie hört Frau Müller mit Frau Reinhart über die Blumen im Vorgarten des Blocks sprechen, in dem sie wohnt. Der Tag beginnt gleich wie fast jeder andere Tag in den vergangenen 45 Jahren, verheiratet mit Joseph.

Verena zieht sich ihren roten Morgenmantel über und geht in die über die Jahre immer kleiner wirkende, schmale und langgezogene Küche, um das Frühstück zu machen. Das Gehen fällt ihr schwer. Ein Brot, zwei Gläser Marmelade und Butter legt sie auf ein Tablett und stellt es auf den kleinen Küchentisch, der knapp noch Platz hat in der kleinen Küche. Eine Tasse Kaffee und eine Tasse Tee, zwei Teller, zwei Messer und zwei Teelöffel legt sie noch dazu. Sie überlegt sich zweimal, ob sie etwas vergessen hat, dann geht Verena langsam ins kleine Wohnzimmer, wo Joseph schon in seinem Sessel die Zeitung liest. Er steht auf und folgt ihr zum Esstisch. Dann essen sie.

Es herrscht Stille. Was muss ich heute noch alles erledigen?, fragt sich Verena, versunken in ihre eigene, einsame Gedankenwelt. Joseph unterbricht die Stille: «Gestern hat dein Bruder angerufen, als du beim Einkaufen warst, das habe ich dir vergessen zu sagen.» Verena schaut ihn an, als würde sich auch das jeden Tag wiederholen, dann lächelt sie ihn bitter an und erwidert: «Ja, ich werde ihn zurückrufen, danke.» Mehr will sie eigentlich auch gar nicht sagen. Sie hat das Bedürfnis, Joseph mitzuteilen, wie tief unglücklich sie eigentlich ist, aber schreckt dann wieder vor der Konfrontation und Disharmonie zurück.

Verena schaut sich im Wohnzimmer um und sieht das Bild, das vor 45 Jahren dort aufgehängt worden war und dessen abstrakten Inhalt sie bis heute nicht versteht. Regale voll von Josephs Büchern. Auf der Couch liegen ein paar Wolldecken und auf einem kleinen Tischlein ein Dutzend Zeitschriften. Elf davon sind Wissensmagazine und das zwölfte gehört Verena, damit sie am späten Nachmittag noch Kreuzworträtsel lösen kann.

Der Anblick des Wohnzimmers erfüllt sie mit Traurigkeit. Verena versinkt wieder in ihre Gedanken-

welt: Hätte ich vor 45 Jahren wissen sollen, dass ich heute noch hier lebe? In diesen engen Räumen, ohne jemals mehr über diese grosse Welt erfahren zu haben, ohne Kinder, ohne Enkel, mit einem Mann, der mich einst geliebt hat, aber nie lernte, was Zärtlichkeit bedeutet?

Verena erschrickt kurz, weil sogar dieser Gedanke Teil ihrer eintönigen Alltagsroutine geworden ist. Einst liebte sie ihren Mann und war bereit, ihm ihr Leben zu widmen. Nur, wofür? Schon seit einigen Jahren breitet sich bei dieser Frage ein Schmerzgefühl in Verena aus, so dass ihr jedes Mal fast die Luft wegbleibt.

In ihren Gedanken versunken räumt sie das Geschirr ab und geht in die Küche.

Während dem Abwasch hört Verena plötzlich einen Knall. «Joseph?», fragt sie. «Joseph?», fragt sie erneut. Noch immer keine Antwort. Schnell läuft sie zurück ins Wohnzimmer. Da liegt er also. Bewusstlos. Joseph, mein Ehemann, klug wie ein Fuchs, treuer ehemaliger Mitarbeiter bei der Post,



ein beliebter Mann in der Gemeinde, sieht plötzlich so klein aus, so wie er eigentlich wirklich ist. Statt Angst bereitet sich beim Anblick ihres bewusstlosen Ehemannes ein Hassgefühl in ihr aus. Ein perfekter Mann, wie ihn die Leute in der Gemeinde immer nannten. Dabei gab es noch etwas anderes, das ihn beschrieb: Geizig. So geizig. Kaum zum Aushalten. Immer hätte sich Verena eine grössere Wohnung gewünscht. Mit mehr Licht und einer Küche, in der man ein wenig mehr Platz hätte. Es war ihr schon immer klar, dass sie das Geld dazu hätten. Genauso wie sie Geld hätten, um einmal auszugehen. Aber kein einziges Mal in diesen verfluchten 45 Jahren hast du mir etwas gegönnt, nicht wahr? Und jetzt liegst du wehrlos da, regungslos. Was soll ich tun? Die Sanität anrufen? Versuchen, dein Leben zu retten? Das einzig Vernünftige, denkt sie sich und erschrickt über das Wort Vernunft in ihrem Kopf. Vernunft ist das Lieblingswort von Joseph, der Grund, wieso sie immer zurückstecken musste. Der Grund, wieso sie so unglaublich unglücklich ist. Verena beginnt einen Gedankenansatz. Nein, so etwas darf sie doch gar nicht erst denken! Oder? Oder vielleicht schon? Sollte ich eventuell noch eine Stunde warten, bis Joseph ganz sicher tot sein wird? Dann hätte ich genug Geld und wäre befreit von meinem fremdgesteuerten Leben, das ich mir so nie ausgesucht habe. Kurze Zeit ist Verena begeistert von diesem Gedanken. Was könnte schon passieren? Sie hätte ihn ja nicht direkt umgebracht. Er hatte nun mal ein medizinisches Problem, könnte sie dann sagen. Sie erschrickt. Wie kann sie nur so denken? Schliesslich lebt sie seit 45 Jahren in einer Ehe mit diesem Mann. Und sie denkt darüber nach, ihn sterben zu lassen? Moment? Ist das keine Straftat? Verenas Begeisterung schrumpft rasant. Die Angst, die sie schon ihr ganzes Leben lang steuert, durchflutet sie. Kann ich das alles überhaupt schaffen, ganz allein? Ich war noch nie allein auf mich gestellt. Ich weiss nicht mal, wie ich eine Steuererklärung ausfüllen muss. Ihr Freundeskreis beschränkte sich auf die Ehefrauen der Freunde von Joseph. Frauen, die sie

gar nicht interessierten, weil sie das genau gleiche Leben führten wie Verena selbst. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Sie würde niemanden mehr haben. Sie weiss nichts über diese Welt, geschweige denn wie man mit Finanzen umgeht. Wer würde mir helfen? Mit wem könnte ich reden? Sie hätte mit seinem Tod zwar viel Geld, wüsste jedoch gar nicht, wie man damit umgeht. Ihre Angst hat sich bereits in Panik verwandelt. Sie schaut sich nach dem Telefon um. Verena nimmt es in die Hand, aber bevor sie die Notrufnummer wählt, hält sie inne. Doch, sie musste jetzt anrufen. Nicht nur für Joseph. Es ist besser, ein Leben mit den Risiken zu führen, die man kennt, als ein Neues anzufangen, das noch viel schlimmere Risiken mit sich bringen könnte. Das ist wohl Vernunft, denkt sie sich, schaut zu Joseph und ruft an. Verenas erste bewusste Entscheidung über ihr Leben seit 45 Jahren.

Verena sitzt im Wartezimmer, ungeduldig klopft sie mit den Fingern auf ihr Knie. Sie fühlt sich schuldig. Werden sie herausfinden, dass ich gezögert und mit dem Gedanken gespielt habe, Joseph sterben zu lassen? Denn sie weiss nicht, wie lange sie gewartet hat, bis sie sich überwinden konnte, die Notrufnummer zu wählen. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Wie dumm muss man denn sein?, fragt sie sich immer und immer wieder. Ein Krankenpfleger unterbricht Verenas Gedanken und führt sie in ein anderes Zimmer, wo eine Ärztin bereits auf sie wartet. Ist sie das?, überlegt sich Verena beim Anblick der Ärztin. Die Person, die mir sagen wird, ob mein Mann, der mir ein sicheres Gefängnis bietet, noch lebt oder nicht?

Selma Knecht

Selma Knecht, 22, beschäftigt sich am liebsten mit den Menschen, dem Weltgeschehen und der Gesellschaft. Getrieben durch diese Interessen, bastelt sie gerne eigene neue Geschichten daraus. So malt sie gerne Bilder, steht auf der Bühne oder schreibt eben eine Geschichte.



Dichtkunst

Von Andriu Manetsch

Wein auf Bier, das rat' ich dir,
Bier auf Wein, das lasse sein.
So etwa geht das Sprichwort hier,
doch frag ich mich: Muss das sein?

Wie ich nun trinke und, ob überhaupt,
hat niemand mir zu sagen.
Wer Besseres zu wissen glaubt,
den will ich gar nicht fragen.

Von Komasuff bis Abstinenz,
alles gibt's im Freundeskreis.
Mit Instagram als Referenz,
Alkohol ist ziemlich nice.
Aufgelockert, voll verdummt,
bis morgens dann der Schädel brummt.

Doch weswegen tut man sich das an?
Für 30 Minuten Spass, 8 Stunden unwohl,
Schmerzen, die man trinken kann,
das Nervengift, der Alkohol.

Doch es geht weder nur um die Substanz
noch den Rausch,
sondern um den sozialen Aspekt, den Brauch.
Ich weiss nicht recht, wofür ich sauf',
andere lockert es teils auf.
Mich dagegen macht es müde,
weniger lustig, eher prüde.

Und dennoch kann ich es nicht lassen,
will keine Möglichkeit verpassen,
mit Freunden allen Altersklassen,
jeden Tag ein Glas zu fassen.

Ergibt das Sinn, so regelmässig
zu trinken, ja, gar unablässig,
nur wegen des sozialen Drucks?
Beschwer' mich nicht, mach keinen Mucks,
obwohl ich etwas sagen will,
schweige ich und bleibe still.

Es stört mich nicht, es macht ja Spass,
und heute trink' ich nur mit Mass,
sage ich mir jedes Mal
und doch ist es mir dann egal,

dass ich noch produktiv sein sollte,
vieles noch erledigen wollte,
doch was du heute kannst besorgen,
das besteht doch auch noch morgen.

Ich würde es ändern oder lassen,
will nur keinen Spass verpassen,
und ist der Stress dann manchmal gross,
oft bleibt es konsequenzenlos.

Weshalb vernünftig oder schlau,
«Last-Minute-Druck» tut es doch auch?
Bill Gates stellt nur noch Leute ein,
die müssen faul, nicht fleissig sein.
Die Faulen finden einen Weg,
der bei den Andern länger geht.

Doch Qualität braucht ihre Zeit,
und oft treibt man es dann so weit,
die Aufgabe bleibt unterschätzt,
bis man sich in Bewegung setzt
und merkt, es fehlt noch viel zu viel,
und meilenweit ist weg das Ziel,
unter Tränen, unter Schweiss,
ohne Fleiss, so auch kein Preis.



Also bin ich mal vernünftig,
trinke einen Monat künftig,
keinen Alkohol, keinen Wein,
versuche, produktiv zu sein.

Während ich hier sitze und so schreibe,
und mich gegen Alk entscheide,
merke ich doch langsam sehr,
dass dieser Text hier besser wär',
hätte ich ein Bier getrunken,
stattdessen hab' ich's abgewunken,

bereue meine Nüchternheit,
weil mir dann nichts anderes bleibt,
als einzusehen, die Reime mangeln,
muss mich von Wort zu Wort nun hangeln.

Betrunken würd's mich weniger stören,
dass diesen Text auch Leute hören,
die vom Dichten was verstehen
und das hier eben nüchtern sehen.

Doch es nützt nichts, hier zu jammern
und mich an Sorgen festzuklammern.
Vielleicht spendet mir ein Bier ja Trost?
In diesem Sinne sag' ich: Prost.

Andriu Manetsch

«Hallo, mein Name ist Andriu Manetsch und ich bin professioneller Alkoholiker (auch Bartender genannt). Ich bin immer gut drauf, ausser der Alkohol ist alle. Von Zeit zu Zeit singe ich gerne, aber für das Studium gebe ich mich mit dem Sprechen zufrieden. :)»



Zeit und Raum

Von Miriam Goldmann

Die Zeit läuft. Unerbittlich, immer weiter. Den Blick stur geradeaus gerichtet, während sie die Schleppe der Erinnerung hinter sich herzieht. Sie ist noch nie von ihrem Weg abgekommen. Sie hat noch nie gestoppt. Sie hat kein Bedürfnis, eine Pause einzulegen. Sie kann sich nicht daran erinnern, dass sie je etwas anderes gemacht hat, als zu laufen. Plötzlich stolpert sie. Für einen Moment fühlt es sich so an, als würde sie fliegen. Sie schreit, während sie fällt. Als sie aufprallt, verstummt sie. Doch das Schreien hört nicht auf. Das Schreien hallt zu ihr zurück und bringt die Zeit dazu, sich kleinzumachen. Wann ist sie gelandet? Wann befindet sie sich? «Hallo?», hallt eine Stimme zu ihr und lässt die Zeit zurückweichen. Gleissendes Licht. Es blendet sie. Sie ist umgeben davon. Es macht sie orientierungslos. Sie kann nichts erkennen. «Alles okay?», fragt die Stimme. Sie kommt von überall. Fragt mehrmals. Alles okay? Alles okay? Die Stimme wird schliesslich leiser und verstummt. «Wer bist du?», fragt die Stimme neugierig. Wer bist du? Wer bist du? Während das Echo verklingt, hat sich die Zeit an das Licht gewöhnt. Statt die Frage zu beantworten, nimmt sie all ihren Mut zusammen. «Wann bist du?» Ihre Frage erzeugt kein Echo. «Du bist Zeit», stellt die Stimme erstaunt fest, ohne auf ihre Frage einzugehen. Woher kennt die Stimme sie? «Wann bist du?», fragt die Zeit beharrlich. Ihre Stimme ein Flüstern im Vergleich zum Echo der Stimme. «Ich bin der Raum.» Die Zeit ist verwirrt. Sie ist niemals jemandem begegnet. Sie wusste nicht, dass noch etwas anderes existiert oder sie andere Sachen machen kann, als zu laufen. Sie hatte nie darüber nachgedacht. Es fühlt sich falsch an, nicht zu laufen. Also nimmt die Zeit ihre Schritte wieder auf. Ihre Schritte fühlen sich anders an. Die Zeit fühlt sich anders, doch sie kann das Anderssein nicht beschreiben. Vor ihr ist die unendliche Weite. Es ist so hell. Nichts kommt ihr bekannt vor. Irgendwie muss sie zurück auf ihren Weg kommen. «Wie schön deine Schleppe ist. Hast du sie an deinem tausenden Webstuhl gewebt?», fragt der Raum aus weiter Entfernung. Sie antwortete nicht. Je weniger sie mit dem Raum interagiert, umso besser, denkt sie. Wie kann es sein, dass er sie kennt, sie jedoch keine Ahnung hat, dass er existiert? «Deine Schlep-

pe zerrinnt mir zwischen den Fingern», staunt der Raum. Unsanft wird sie zurückgerissen und gerät ins Straucheln. «Hör auf, an meiner Schleppe zu ziehen!», ruft die Zeit erbost. «Hast du jemals daran gedacht, stehen zu bleiben?», fragt der Raum und holt sie ein. Gerne hätte sie jetzt dramatisch mit den Augen gerollt. Sie will zurück und allein sein. Diese neue Situation überfordert sie. «Momentan denke ich nur daran, wie ich wieder zurückkomme», erwidert sie patzig und der Raum lacht schallend. Die Zeit muss sich zusammenreißen, um ihn nicht anzubrüllen. Nachdem er sich wieder eingekriegt hat, bemerkt er: «Du läufst in die falsche Richtung.» Die Zeit ist verwirrt. Alles, was sie bisher kennt, ist eine Richtung. «Wann ist die richtige Richtung?», fragt sie unsicher. «Oben.» «Oben?» «Hier ist alles 3D.» 3D? Wieso verwendet der Raum lauter Begriffe, die sie nicht kennt? «Wann ist oben?» «Du liebe Zeit! Mir war nicht bewusst, wie wenig du weisst», ruft der Raum. Die Zeit fühlt sich unwohl. «Bist du allwissend oder was?», fragt sie genervt. Der Raum geht nicht darauf ein, die Zeit vermutet jedoch, dass es so ist. «Folge mir.» Er bewegt sich über sie. Ihr Blick folgt ihm. Weit oben kann sie einen kleinen, dunklen Schlitz ausmachen. «Wie soll ich dahin kommen?» Sie läuft verzweifelt weiter geradeaus. «Wenn du zu mir kommst, kommt Rat», ruft der



Raum. Die Zeit stellt sich vor, wie sie auf den Schlitz zuläuft. Sie streckt und dehnt sich. Der Schlitz kommt näher und näher. Sie ist so kurz davor, die altbekannte Schwärze zu erreichen. Sie kann die Dunkelheit schon fühlen, da schreit sie schmerz- erfüllt auf. Der Raum schreit ebenfalls. Etwas ist aus der Balance geraten. Ihre Schleppe schmerzt und pocht. Der Raum um sie herum zieht sich zusammen. Droht, sie zu erdrücken. Im nächsten Moment dehnt er sich wieder aus. Das Licht flackert und pulsiert. Die Zeit schreit erneut. Diesmal nicht aus Schmerz, sondern aus Angst. Was ist falsch? Hektisch wickelt die Zeit sich in die Schleppe der Erinnerung, um sich vor dem Raum zu schützen. Der Raum um sie herum vibriert. Ihre Gedanken rasen. Wieso spürt sie, wenn ihre Schleppe schmerzt? Sie dachte bisher immer, die Schleppe sei kein Teil von ihr. Plötzlich kommt ihr ein absurder Gedanke: Wenn die Schleppe der Erinnerung ein Teil von ihr ist, ist der Weg vor ihr auch ein Teil von ihr? Der Raum kommt zum Stillstand. Langsam schält sich die Zeit aus ihrer Schleppe und richtet sich auf. Zum ersten Mal seit ihrer Existenz schaut sie die Schleppe der Erinnerung an und nimmt sie als Teil von sich wahr. Sie dreht sich um und erblickt ihren Weg. Ebenfalls ein Teil von ihr. Sie ist ewig. Wie konnte sie so blind sein? Wie viele andere Dinge weiss sie nicht über sich selbst? Wozu ist sie in der Lage? «Was ist passiert?», fragt die Zeit den Raum. «Ich

habe es immer für denkbar gehalten, dass so etwas passiert», sagt der Raum immer noch ein bisschen neben der Spur, aber nichtsdestotrotz begeistert. «Das war nur möglich, weil wir uns begegnet und jetzt untrennbar miteinander verbunden sind», ruft er aus und fängt an, ihr von Zeitreisen zu erzählen. Reisen durch Zeit und Raum. Er zeigt ihr die Löcher in ihrer Schleppe und in sich selbst. Und während er ihr erklärt, dass gerade das erste Mal etwas durch sie durchgereist ist, ist die Zeit froh, nicht allein zu sein. Sie möchte mehr wissen. Alles erfahren, was der Raum weiss. Während sie ihm zuhört, wirft sie einen Blick auf den dunklen Schlitz in weiter Ferne und ihr wird schlagartig klar, dass sie gar nicht mehr zurückkehren möchte.

Miriam Goldmann

Miriam Goldmann ist 21 und liebt es, die kleinen und grossen Momente des Lebens festzuhalten. Sie verbreitet gerne gute Laune und tauscht sich mit Menschen über Gott und die Welt aus.



Zeit des Monsuns

Von Asha Dobler

Lisa lagert ihre Beine schützend auf den Reisetaschen und rutscht suchend nach einer bequemen Sitzstellung auf der kleinen Mauer. Trotz Schatten ist die Hitze drückend und der Schweiß perlt unter ihrem dicken Zopf am Nacken entlang. Ihr Blick wandert zu Ruedi, der in der verstaubten Telefonkabine steht. Er spricht laut in den Telefonhörer und drückt mit seiner freien Hand ein Ohr zu. Die flach gedrückten Haare auf seinem Hinterkopf sind ein Überbleibsel von der unruhigen und anstrengenden Reise im Nachtzug. Lisa und Ruedi sind frühmorgens aus Mumbai in der überfüllten Hauptmetropole Indiens angekommen. Zum Glück ist dies nur eine Durchreise, denkt sich Lisa, während sie wartend zu Ruedi blickt. Der Lärm der Stadt ist penetrant und vielfältig wie die Gerüche in der Luft. Mal steigt ihr der Geruch von Benzin und Samosas in die Nase, dann Uringestank gefolgt von Räucherstäbchen.

Gekonnt schwingt Lisa ihren Schal über ihre Schulter und wedelt vergeblich den roten Staub von den Taschen. Ihre bunten Armreifen klimpern dabei wie bei Bollywood-Tänzerinnen. Zwischen ihren geschwungenen Augenbrauen weisen Überreste von roter Farbe auf ein Bindi hin. Die Farbe verläuft weiter durch ihren Mittelscheitel wie bei verheirateten indischen Frauen. Das schützt sie etwas vor den aufdringlichen Männern. Nur eines der vielen Dinge, die sie auf ihrer Indienreise gelernt hat. In ihrem kleinen Beutel hält Lisa ihre Rupees bereit, um in die Schweiz zu telefonieren. Seit dem letzten Telefonat mit ihrer Mutter sind mehrere Wochen vergangen, ein Lebenszeichen ist längst fällig.

«Besucht ihr Delhi?», fragt ein zierlicher Mann. Er setzt sich auf die Mauer neben sie und lächelt Lisa gespannt an. Seine dunklen Augen sind von Falten gesäumt, sein kleiner Körper in ein viel zu grosses Baumwolltuch eingewickelt. Dürre Arme schauen aus der Fülle des Stoffes hervor, seine braune Haut ist runzelig und glatt zugleich. «Wir sind nur auf der Durchreise», antwortet Lisa freundlich. Der Mann schaut Lisa wartend an, als ob die Antwort noch nicht zu Ende wäre. «Wir reisen nach Rishikesh», fügt Lisa hinzu.

«Aaah, zum Beatles Ashram!», lacht der Mann zufrieden und wackelt wild mit dem Kopf. Sogar die alten Mönche wissen von den Beatles, denkt sich Lisa, während sie schmunzelnd zustimmt.

«Und was bringt dich nach Indien?»

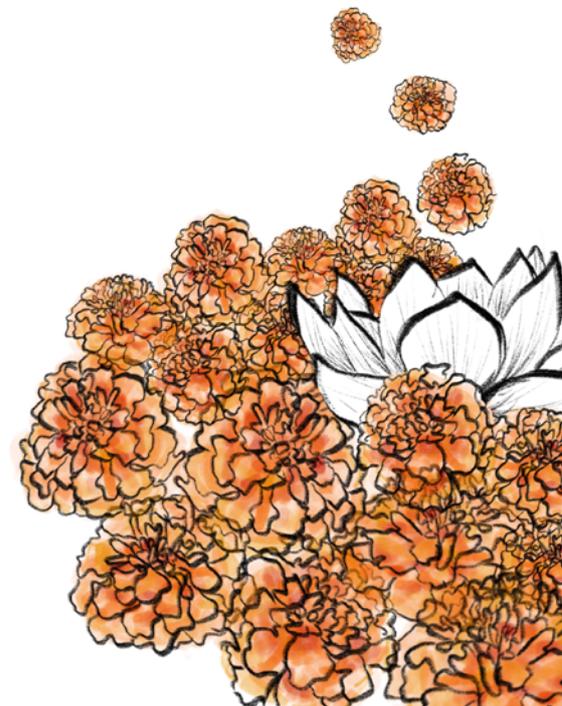
«Ich bin hierhergereist, um das Land kennenzulernen», antwortet Lisa.

Der alte Mann lehnt sich vor in Lisas Richtung und spricht ernst: «Die meisten kommen hierher, um Indien zu bereisen.» Nach einer kleinen Pause fügt er etwas lauter hinzu: «Manche hingegen, um Indien zu finden. Aber Indien bereist man nicht und findet man auch nicht. Indien findet dich!», ruft er mit geschwellter Brust und Zeigefinger in der Luft.

Lisa schaut dem Mann höflich zu, auf ihrer Reise hat sie schon einiges gehört, so schnell war sie nicht zu beeindrucken.

«Und wie weiss man, ob Indien einen gefunden hat?»

Der alte Mann atmet tief ein und fährt mit ruhiger Stimme fort: «Es ist wie der indische Monsun. Sobald die Trockenzeit kurz davor ist, alles aussterben zu lassen, ist er da. Kleine Tropfen werden zu einem tobenden Fluss, der dich mitreisst. Es ist das Wasser, das dich trinkt und nährt zugleich. Der Monsun verändert die Erde unter deinen Füßen, spült dich zu neuen Ufern, wo das Leben wieder neu gedeiht.»



Sein Kopf wackelt leicht, er lehnt sich in Lisas Richtung und fragt sanft: «Weisst du, wie der Monsun riecht?»

Lisa blickt den Mann verwundert an. «Ich glaube nicht.»

Der Mann grinst zufrieden, als wäre seine Arbeit getan.

«Lisa! Schnell, ich bin fertig!», ruft Ruedi.

Ohne zu zögern, rennt Lisa zur Telefonkabine, greift zum Hörer und Ruedi übernimmt die Wache der Reisetaschen. Lisa drückt den Hörer fest ans Ohr, während die Verbindung knirschend hergestellt wird. Sie blickt durch das verstaubte Glas dem alten Mann hinterher, der gelassen zurück zu seinem Tempel spaziert und langsam im Getümmel verschwindet.

Nach einer langen Fahrt erreichen sie Rishikesh. Lisa blickt auf die trockene Berglandschaft vor sich, die im Kontrast zur wilden Stadt ruhig und karg ist.

Als sie sich an diesem Abend zu Bett legt, bemerkt sie einen kühlen Schweiß auf ihrer Haut und ein leichtes Schauern durchfährt ihren Körper, bevor sie erschöpft einschläft.

In der Nacht wälzt sich Lisa wild hin und her bis sie ein grelles Licht aus ihrem Schlaf reisst. Lisa steht auf, tritt langsam zur Türschwelle und streckt ihren Kopf hinaus zur Lichtquelle. Vor ihren Augen erstreckt sich ein Meer aus orangen Ringelblumen über den ganzen Boden. Vorsichtig tritt Lisa darauf und beginnt sich in tanzenden Schritten nach aussen zu begeben. Als würde sie durch Wasser gleiten, kreisen ihre Arme langsam um sie herum und kommen vor ihrem Nabel zusammen. Ihre Hände berühren sich und die Finger fächern sich zu einer Lotusblume auf. Lisa blickt nach oben, direkt in die unzähligen Federaugen eines stolzen Pfaus, der sein Rad geschlagen hat. Ein kleiner Junge mit wurstigen Beinchen und Ärmchen krabbelt hinter dem grossen Bodhi-Baum hervor. Seine Haut ist blau gefärbt, seine Hand- und Fussflächen schimmern rosa im Mondlicht. Frech taucht er seine kleine Hand in einen mit Ghee gefüllten Kupferkessel und schmatzt zufrieden drauflos. Lisa tanzt weiter

zu dem Gesang, der überall herzukommen scheint: «Govinda, âdi purusham tam aham bhajami ...». Wie rückwärtsfallender Schnee beginnen die Ringelblumen nach oben zu schweben. Die Luft füllt sich mit Blumen, Pfauenfedern und Ästen des Baums und weitet sich in den Nachthimmel aus. Plötzlich zieht sich die ganze Welt zusammen, erlöscht wie ein implodierender Stern. Absolute Stille. Lisa blickt in die Leere. Zeit und Raum scheinen sich aufgelöst zu haben. Was oben ist, ist auch unten und Licht ist auch Dunkelheit. Lisa schliesst die Augen, gibt sich hin und lässt sich treiben wie ein Stück Holz auf einem Fluss.

«Fluss!», ruft Lisa schweissgebadet im Schlaf. Ihre Augen weit aufgerissen, blickt sie sich suchend in ihrem Zimmer um. Das grelle Sonnenlicht scheint durch die Tür hinein und Ruedi kommt gelassen hineinspaziert. «Na, du hast ja eine anstrengende Nacht hinter dir», schmunzelt er. Lisa legt sich erschöpft wieder hin und blickt verwirrt an die Decke.

Einige Stunden später tritt Lisa noch etwas schwach, aber glücklich, wieder draussen zu sein, auf die Terrasse hinaus. Wortlos setzt sie sich neben Ruedi, der an seiner aus Holz geschnitzten Chillumpfeife zieht. Beide schauen für mehrere Minuten in die Berglandschaft hinaus, ohne ein Wort zu wechseln. Dann dreht sich Lisa zu Ruedi um.

«Riechst du das?»

«Was denn?», antwortet Ruedi, ohne seinen Blick von der Landschaft abzuwenden. Sein Gesicht ist leicht angestrengt, während er versucht, den Rauch in seinen Lungen zu behalten, bevor er ihn langsam wieder ausatmet und dabei eine kleine Rauchwolke bildet.

Lisas Blick wendet sich wieder zur Berglandschaft. Die Rauchwolke vor ihren Gesichtern löst sich langsam auf. Eine kleine Pause vergeht, bis Lisa sich traut, es auszusprechen.

«Den Monsun. Es riecht nach Monsun.»

Asha Dobler

Asha beschreibt sich selbst als extrovertierte Introvertierte und als mutiger Angsthase, der lieber am Tag als in der Nacht träumt. Auf der Tanzfläche fühlt sie sich vollkommen, in der Küche hingegen eher verloren. Durch das Reisen in ferne Länder sammelt sie Erfahrungen, welche sie zu Kurzgeschichten wie «Zeit des Monsuns» inspirieren.



Zeitloser leben

Von Simon Girschweiler

Ich habe keine Zeit, ich bin zeitlos.
Immer beschäftigt.

Mein Tag eingeteilt. Stresse von einem Termin zum anderen.
Mein Kopf aufgeteilt. Meine Gedanken am Umherwandern.

Einen freien Abend solls nicht geben. Ich muss ja was erleben.
Freunde treffen, Sport treiben. Einfach was unternehmen.

Rastlos von einer Experience zur nächsten.
Auf der Suche nach Glück und Erfüllung.

Wir haben keine Zeit, wir sind zeitlos.
Eine Generation, beschäftigt mit sich selbst.

Unser Lifestyle: busy sein. Viel erleben. Nichts verpassen.
Das Leben in vollen Zügen auskosten.

Alle happy, nicer Vibe. Unser Leben ein Highlight.
Angetrieben von Bestätigung. Bilder zur Verewigung.

Konsumieren und flanieren. Unsere Geister sedieren.
Präsentieren und posieren. Unser Image etablieren.

AirPods rein, abgeschirmt von der Aussenwelt.
Uns gehts gut, in unserer Scheinwelt.

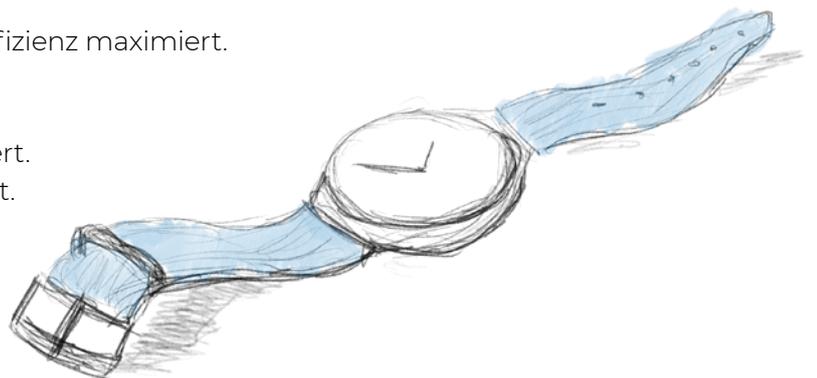
Doch wieso haben wir keine Zeit?
Wieso sind wir so beschäftigt allezeit?

Denn eigentlich haben wir Produktivität und Effizienz maximiert.
Unser Leben vollständig optimiert.

Smartphones haben unseren Alltag revolutioniert.
Doch nun werden wir von der Technik dominiert.

Eigentlich müssten wir viel mehr Zeit haben.
Und uns nicht immer über fehlende beklagen.

Doch was wäre, wenn wir mehr Zeit hätten?
Was würde sich verändern?



Zeit, um aus der eigenen Welt auszubrechen und innezuhalten.
Sich dem Alltagstrott zu entziehen.

Anfangen, die Welt um sich wahrzunehmen.
Und mehr auf die Mitmenschen, statt nur sich selbst zu sehen.

Zeit, um die Ungerechtigkeit in dieser Welt zu erkennen und ihr etwas zu entgegnen.
Zeit, um Geringgeachteten in unserer Gesellschaft auf Augenhöhe zu begegnen.

Zeit, um mit fremden Leuten auf der Strasse zu plaudern.
Zeit, um Gastfreundschaft und Nächstenliebe praktisch zu leben.

Zeit, um das Handy auf die Seite zu legen und einfach nur spazieren zu gehen.
Zeit, um die Natur zu bestaunen und sich an dem Kleinen, aber Wunderbaren zu erfreuen.

Zeit, um einfach zu sein.
Losgelöst von der Zeit. Zeitlos.

Ja, vielleicht liegt es gar nicht an der fehlenden Zeit.
Sondern eher am Umgang mit ihr.

Vielleicht sollten wir einfach mehr abschalten.
Aus dem unendlichen Feed unseres Lebens ausbrechen. Offline gehen.

Nachdenken, reflektieren, Prioritäten setzen und neu fokussieren.
Uns auf das Wichtige im Leben zentrieren.

Unsere Kalender zurücksetzen.
Und mehr Zeit für Spontanes belassen.

Lasst uns zeitloser leben.



Audio zum Text

Simon Girschweiler

Simon Girschweiler ist gerne busy, liebt aber zeitlose Momente in der Natur. Er ist fasziniert von Menschen und Technik, begeistert sich für bewegende Geschichten und lernt gerne Neues.



Das Poschettli

Von Julia Stuber

Es war der Tag vor Heiligabend im Jahre 1951. Liseli konnte es kaum abwarten, ein Geschenk für ihren Vater zu kaufen. Ihr Vater war der angesehene Wirt des Restaurants Commerce in Grenchen. Er pflegte, stets weisse Westen zu tragen, und nie durfte an diesen ein Knopf fehlen, Gott bewahre. Falls er sich dann hin und wieder am Montag einen freien Nachmittag oder Abend gönnte, trug er seinen schönen, grauen Anzug und wirkte wie verwandelt. Liseli war fasziniert von seinem Anblick. Aus dem Brusttäschchen guckte immer ein schneeweisses Poschettli keck heraus, welches die ganze Erscheinung noch eleganter wirken liess. Oh, mein Papa, wie ist er herrlich anzuschauen, dachte sie sich.

Im Kleiderladen am Ende der Strasse wollte Liseli ihrem Vater ein schönes, neues Poschettli kaufen. Bald dachte sie nur noch daran, wie wunderbar es sein würde, wenn sie das Geschenk kaufte und es endlich ihrem geliebten Vater überreichte. Ihr ganzes Taschengeld hatte sie dafür in einer rosafarbenen Schatulle zur Seite gelegt. Keiner Seele erzählte sie davon.

Am letzten Schultag las die Lehrerin eine Geschichte vor, aber Liseli mochte gar nicht zuhören. Sie schaute nur immerzu zum Fenster hinaus in das lustige Schneegestöber. Und plötzlich war ihr, als flatterten anstelle der Schneeflocken lauter weisse Poschettli vom Himmel.

Am Nachmittag wollte sie ins Geschäft von Frau Wälti gehen, um das Geschenk zu kaufen, doch es waren so viele Kunden da, dass sie beschloss, es später nochmal zu versuchen. Die sonst ruhige Bettlachstrasse war in Aufruhr. Es war der letzte Einkaufstag vor Heiligabend und in den Geschäften strömten die Leute ein und aus. Liseli hatte im Commerce alle Hände voll zu tun. Ihr Vater führte die Leute in die Gaststube, während er stets die Übersicht über die freien Plätze behielt. Soeben begrüßte er einen grossen, mürrischen Mann, welcher einen Weihnachtsbaum unter dem Arm trug. Natürlich verstand es ihr Vater, ihm ein Lächeln aufs Gesicht zu zaubern. Und die sichtlich entnervte Frau, die als nächste zur Türe hereinstolperte, ver-

sank mit glücklichem Blick im roten Polster des Stuhls, zu welchem der Wirt sie charmant geleitete. Oh, mein Papa ist wirklich ein grosser Künstler, dachte sich Liseli.

Am späten Nachmittag hastete Liseli nochmals zu Frau Wältis Laden, welcher immer noch voller Kundinnen war. Die Arme hat wohl schon genug zu tun, so schien es ihr, und sie wollte sie nicht zusätzlich belasten. Also ging Liseli abermals unverrichteter Dinge die Strasse hinunter und bog in das rosafarbene Restaurant ein. Sie stellte sich in die Küche, wo ihr Blick über den Tresen zur goldenen Uhr über der Kaffeemaschine wanderte. Sie wollte nicht zu lange warten, denn um 16.30 Uhr würde der Laden bereits schliessen. Während sie das Kommen und Gehen im Lokal observierte, polierte sie eifrig Weingläser und trocknete die frisch gewaschenen Kaffeetassen.



Endlich traute sich Liseli ein letztes Mal, den Laden von Frau Wälti aufzusuchen. Sie sah Frau Zwahlen, die Bäuerin, die das Commerce mit Gemüse belieferte, an der Kasse stehen. Diese kramte umständlich in ihrer Ledertasche nach ihrem Portemonnaie, um die bunte Küchenschürze zu bezahlen, die sie gekauft hatte. Als Nächste war eine kleine, runde Frau an der Reihe, die für ihren Sohnmann zwei Paar Militärsocken kaufen wollte, auf dass er im Frühling gut vorbereitet die Rekrutenschule besuchen konnte. Während Liseli geduldig in der Reihe wartete, berichtete die Dame der Verkäuferin

nicht nur vom beruflichen Werdegang ihres Sprösslings, sondern erwähnte auch noch ihre Sorgen darüber, dass dieser so weit wegreisen und sie alleine lassen werde. Sie fuhr fort damit, über die empfindsame Seele des Buben und das strenge Regime im Militär im Allgemeinen zu berichten. Kein einziges Mal, so schien es, hielt sie während dieser Erzählung inne, um Luft zu holen.

Endlich verliess die gesprächige Dame den Laden. «Die Nächste!», rief Frau Wälti und Liselis Herz setzte kurz aus. Zahllose glänzende und matte Poschettli waren während der vergangenen Tage vor ihrem inneren Auge in allen möglichen Farben und Mustern vorbeigeblitzt. Lebhaft hatte sie sich ausgemalt, wie ihr Vater sie in die Arme schliessen und sich für dieses sorgfältig gewählte Geschenk bedanken würde. Nun war der Moment endlich gekommen, auf den sie sich so gefreut hatte.

Leider übersah Frau Wälti sie hinter den Bergen von Wäsche, Hemden und Pyjamas. «Der Nächste!», rief sie streng und machte ein mürrisches Gesicht. Als sie das Mädchen endlich erblickte, schnauzte sie unfreundlich:

«Ach, das Lisebethli, bist du auch noch da? Was willst du denn?» Mutig hielt das Mädchen ihrem Blick stand und brachte ihr Anliegen vor. Sie betonte, es handle sich um ein ganz besonderes Weihnachtsgeschenk für ihren Vater. Frau Wälti griff in die Schublade und warf entnervt zwei weisse Tüchlein auf den Tisch. Ohne sie weiter zu beachten, räumte sie die aufgestapelten Waren vom Ladentisch und verschwand damit im Stauraum. Nun übermannte sie eine riesige Enttäuschung. Wo waren nun all die schönen und feinen Poschettli, die in ihrem Traum vom Himmel heruntergeflattert waren, und von welchen sie das allerschönste auswählen wollte? Warum hatte Frau Wälti keine Zeit für sie? Merkte sie denn nicht, was ihr dieses Geschenk für ihren Vater bedeutete? Nein, sie merkte

nichts, sondern sagte mit gereizter Stimme: «So, welches dieser beiden nimmst du nun? Besinne dich schnell, ich will den Laden schliessen!»

Eine unbändige Wut überkam Liseli. Wie der Schnee sich in weisse Poschettli verwandelt hatte, verwandelte sich Frau Wälti plötzlich in eine böse Hexe mit schiefen Zähnen und furchteinflössenden Augen. Laut und unbeherrscht schrie Liseli die Frau an: «Von diesen beiden will ich gar keins haben!» Aufgelöst stürzte Liseli aus dem Laden und schmetterte die Türe hinter sich zu.

Im Commerce waren alle schon beim Nachtesen, als Liseli nach Hause kam. Ihre Mutter fragte prüfend, wo sie so lange geblieben sei. Sie konnte nichts erklären und rannte schluchzend in ihr Zimmer. Nun hatte sie kein Geschenk für ihren geliebten Vater und morgen war Sonntag und Heiligabend und alle Geschäfte waren geschlossen. Für das Mädchen zerfiel die Welt in Scherben. So wunderbar hatte sie sich ausgemalt, wie sich ihr Vater über das Poschettli freuen würde, wie froh er sie ansehen und sie unter dem glitzernden Weihnachtsbaum in seine Arme schliessen würde.

Frau Wälti indessen liess die Rollläden ihres Geschäftes hinunterrasseln, schüttelte den Kopf über die heutige ungezogene Jugend und zählte eifrig ihre Tageseinnahmen.

Diese Geschichte basiert auf einer wahren Begebenheit im Dezember 1951.

Elisabeth Andres ist meine Grossmutter.

Julia Stuber

Julia Stuber ist Polygrafin. Über ihr Fachgebiet «Print» hinaus gilt ihre Leidenschaft neuen Medien, weshalb sie seit 2021 Multimedia Production studiert. Nebenbei arbeitet sie als Freelancerin, um ihr Fitness-Abo und das Leben ihres verspielten Kätzchens zu finanzieren.



Schatten der Nacht

Von Viviane Erb

Da ist wieder dieser Traum. Seit Jenna fünfzehn ist, kehrt er alljährlich in der Nacht vor ihrem Geburtstag zurück. Tau tropft von der feinen, unscheinbaren Blüte des Kirschbaumes herunter. Die Sonne scheint durch die Baumwipfel hindurch und färbt die Lichtung in ein angenehm warmes Licht. Am Rande der Schneise nimmt Jenna eine Bewegung wahr. Da ist er wieder. Seine definierten Bauchmuskeln zieren seinen Oberkörper. Das lockige, braune Haar umspielt sein Gesicht. Sein Blick hat etwas Wildes und Sanftes zugleich. Das vertraute Feuer in Jennas Bauch setzt ein. Sie fühlt sich zu ihm hingezogen, möchte ihm nahe sein.

Doch dieser Traum ist anders. Auf der anderen Seite der Lichtung schnellt ein Wolf durch die Bäume. Er ist riesig, der grösste Wolf, den Jenna je gesehen hat. Seine Augen sind auf sie gerichtet. Jenna wird schlagartig kalt. Der Wind peitscht ihr die Haare ins Gesicht. Unvermittelt wird ihr klar, dass dieser Junge, der diese Lust in ihr auslöst, Aiden, der Alpha des Ostküstenrudels ist. Man munkelt über seinen Verbleib, denn er wurde seit Jahren nicht mehr gesichtet. Jenna fällt rücklings auf die Wiese und scheitert am Versuch, sich ebenfalls in ihre Wolfsgestalt zu verwandeln. Preschend nähert sich ihr der Wolf. Sie krabbelt auf allen vieren zurück, doch der Wolf ist zu schnell. Seine Schnauze nähert sich ihrem Gesicht und er schaut ihr tief in die Augen.

«Aiden!» Jenna setzte sich schweissgebadet in ihrem Bett auf. Zitternd stand sie auf, um das Licht einzuschalten und die Dämonen der Nacht zu vertreiben. Ein Schrei entfuhr ihrer Kehle. Aiden lag mit nacktem Oberkörper in ihrem Bett und betrachtete sie mit sanften Augen. «Du bist Jenna, nicht wahr?», grinste er sie verstohlen an. Noch nie hatte sie jemanden ihren Namen so sagen hören. Jenna verschlug es die Sprache. «Du ...» Sie begann sich vor ihm zu verbeugen. «Nicht doch», sagte Aiden und zog sie an ihrem Arm nach oben. Ein elektrisierendes Kribbeln breitete sich in ihrem Körper aus. Er schien es ebenfalls zu bemerken und Jenna wandte schnell ihren Blick ab. Niemand, der bei klarem Verstand war, traute sich, einem Alpha in die Augen zu schauen. Fassungslos durch die Erkenntnis, dass der heisse Kerl aus ihren Träumen der Alpha ist, setzte sie sich auf die Bettkante. Sie fuhr sich mit

der Hand durch ihre strubbligen Haare. Ihre Mutter hatte sie vor ihren Träumen gewarnt und gesagt, dass diese immer etwas mit der Wahrheit zu tun hätten. Doch auf so etwas konnte sich Jenna nicht vorbereiten. Der Alpha stand mitten in der Nacht in Jennas Zimmer, als wäre er immer da gewesen. Und das Schlimmste daran: Seine Anwesenheit schien Jenna zu gefallen.

«Was suchst du hier, Alpha?», fragte Jenna mit brüchiger Stimme. «Du hast nach mir gerufen», sagte Aiden und setzte sich neben sie. Er war nun nah bei ihr. So nah, dass sie mit ihren Fingern seine spielenden Bauchmuskeln und seine goldene Haut hätte berühren können. Sie hob den Kopf und riskierte einen Blick. Sein kantiges Gesicht wurde durch den Kontrast zwischen Schatten und Licht hervorgehoben. Seine Augenbrauen wirkten borstig und definiert. «Seit fünf Jahren spüre ich unsere Verbindung. Heute war dein Ruf zu stark und mein Verlangen nach dir zu gross, sodass ich mich dir zeigen musste.» Jenna sprang auf. «Raus hier!», schrie sie Aiden an. Jenna kannte die Ethan-Legende und wusste, dass es auf eine Seelenverwandtschaft hinwies, wenn ein Werwolf sich im Traum in sei-



ner Urform zeigte. Aiden rührte sich nicht von der Stelle. «Du kannst dagegen nicht ankämpfen. Unser Schicksal ist besiegelt.» Jenna glaubte schon lange nicht mehr an die Legenden der Rudel. Dennoch wollte sie ihr Glück nicht herausfordern. «Geh!», schrie sie, doch ehe sie sich versah, stand Aiden hinter ihr und hielt ihr den Mund zu. «Schh! Willst du deinen Vater wecken? Dann sind wir beide tot, das weisst du!» Seine Wärme elektrisierte sie und ihr Atem verlangsamte sich. Ihr Vater, der Alpha des Westküstenrudels, durfte niemals von diesem Treffen wissen, denn ansonsten drohte ihr der Ausstoss. Wütend riss sie sich aus seinem Griff und drehte sich fauchend zu ihm um. «Warum hast du dich mir gezeigt? Willst du mein Leben ruinieren? Was habe ich dir getan?» Solch einen Umgang war sich Aiden nicht gewohnt. Er fletschte seine Zähne und Feuer entflammte in seinen Augen. «Wie redest du mit mir, Weib! Du kannst dich glücklich schätzen, eine Seelenverwandtschaft mit mir zu haben. Manch eine würde dafür töten!» Die Art, wie er es sagte, hatte etwas Dunkles und Mysteriöses an sich. «Sieh mir in die Augen und sag, dass du es auch spürst. Die Verbindung, die wir zueinander haben. Das Verlangen, welches du für mich hast.» Jenna stand wie angewurzelt da und überlegte fieberhaft, wie sie aus dieser misslichen Lage herauskommen könnte. Wenn jemand herausfindet, dass sie, Jenna Yale, Tochter des Alphas des Westküstenrudels, Gefühle für den Alpha des Ostküstenrudels hegte, könnte dies schwerwiegende Folgen für sie und ihre ganze Familie haben. Denn die Regeln besagen, dass sich die beiden Rudel zusammenschliessen müssen, und der Kampf um den Alphatitel zwischen den beiden Alphas ausgetragen werden muss, sobald die Vermählung zweier Alphafamilien abgeschlossen ist. Ihr Vater oder Aiden würde also sterben. Jenna richtete ihren Blick auf ihn. «Ich fühle nichts für dich! Ausser Hass!» Das Feuer in Aidens Augen loderte, die emotionsgeladene Stimmung im Raum war förmlich zu spüren. Doch Aiden liess nicht locker. Er packte Jenna am Handgelenk und drängte

sie gegen die Wand. Ihre Arme hielt er oberhalb ihres Kopfes mit einer Hand fest. Sie waren einander so nah wie nie zuvor. Jennas Herz schlug so laut, dass er es hörte. Ihre Gesichter waren nur noch wenige Zentimeter voneinander entfernt. «Sag mir, dass du jetzt nichts fühlst», befahl Aiden und hob dabei ihr Kinn an. «Aiden ...» Jenna liess seinen Namen auf ihrer Zunge zergehen, schloss ihre Augen und schnappte nach Luft.

Aiden griff nach Jennas Hand, führte sie an sein Gesicht und küsste sie. Sein Mund berührte ihren und er fuhr mit seiner Zunge über ihre Lippen, sodass Jenna diese sofort öffnete. Jenna rang nach Atem, als sein Kuss die Lust in ihr zum Aufflammen brachte und sie sich in ihrem Körper ausbreitete. Aiden richtete seinen Blick auf Jenna und seine Augen glitzerten vor Verlangen. Ihre Seelen verschmolzen miteinander. Nein, das darf nicht passieren, dachte sie. Ich darf es nicht zulassen. So sehr ich es will, das Risiko ist zu hoch, viel zu hoch. Doch wie sehr sie sich dagegen wehren wollte, das Verlangen war grösser als all ihre Sorgen.

Plötzlich spürte Jenna einen stechenden Schmerz an ihrem Schulterblatt. Schmerzverzerrt fasste sie sich an die brennende Stelle. Blut. Sie wusste genau, dass dies keine normale Wunde war. Verzweiflung machte sich in ihr breit. Jeder Werwolf wusste nun, dass sie für immer sein war. Sie wurde von Aiden geprägt. Das Schicksal ihrer Familie hing am seidenen Faden.

Viviane Erb

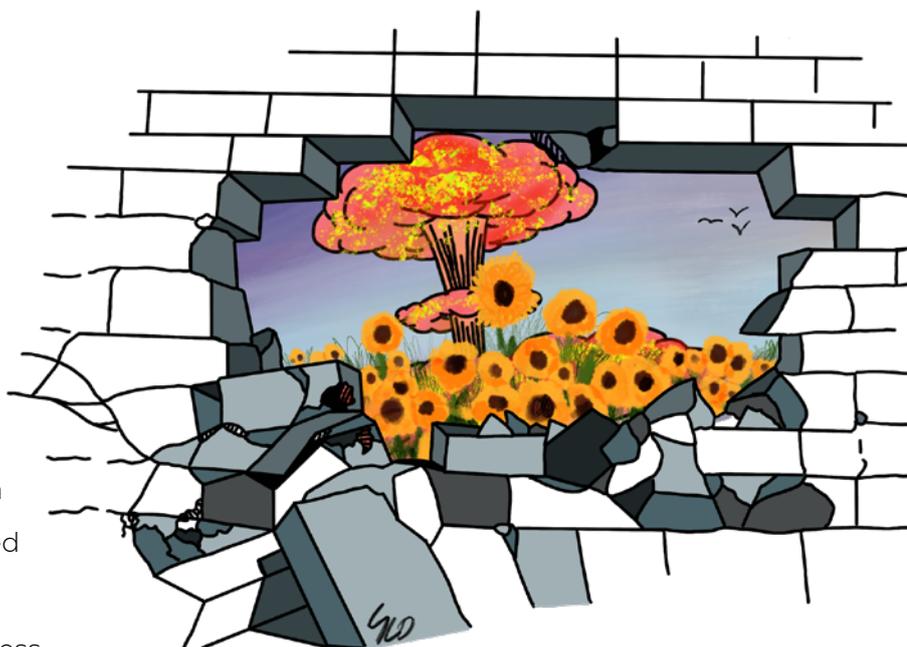
Wenn Viviane nicht vor ihrem Laptop die Liebe zum Detail auslebt, trifft man sie dabei, wie sie mit Leim, Farbe und Nähmaschine an ihrem Fasnachtskostüm feilt. In der fünften Jahreszeit lebt sie auf und tanzt, bis die Wolken wieder lila sind. In ihrem Zuhause im Herzen von Schaffhausen ist daher zu jeder Jahreszeit ein Konfetti anzutreffen.



Europe is Lost Pt. 2

Von Sandro Lovato

Europe is lost, America lost, the whole world lost
5 years passed. Enjoyable – none
Drifting further away from the truth than Voyager one
So far from earth with a broken system
The world is screaming – we don't want to listen
Droughts over floods, forests are crying
See levels rising and the poles downsizing
We need help, we need supervising
But no politicians who make rules their not obeying
Meaningless rules dominate the past
Please wear your mandatory mask
But not while sitting and eating
Only standing and walking
Indoors not outdoors 3G+ chaos
Division of society, vaccination terror
The world stood still while still moving
A welcome break from all the consuming
Wishful thinking – Onlineshops booming
Local business closed, shut down
Everybody at home, burnout
Money shifting continues, wake up
The top 1% caught up in greed
Using private data as a tool
Take more than you need as the golden rule
Humanity acts like a big herd of sheep
Reaching for the stars, before falling deep
Posing for a life on social media
While real life relationships experience acedia
Get a sheppard for their actions to be bettered
For the record be a wolf don't get pressured
Hunting for treasures mass consumption excess
War, famine, and new shoes–materialism en gros



Information overflow almost like an overdose
Ask yourself, how can we distinguish what is real
In a world full of people trying to appeal
Fake smiles, news, friends, and love
Don't look up it's coming from above
Air strike over innocent residents
For a reckless leader with his selfish nation plans
Tik Tok mass propaganda recreation lands
A world with priorities nobody understands
War on our doorstep now we accept refugees
While thousands drowned in the Mediterranean Sea
Same with the propaganda pandemic we can no longer afford
Is it over yet? No – but let's throw it overboard
A bored generation raised in a lockdown
With future goals of not having a mental breakdown
Led by influencers, manipulation, and product placements
Desperately waiting for the next big sensation
Only to tap the share button – I know about it too
Then get over it quick, like this covid flu
I can't stand it anymore – mind my own business
While the world desperately begs for forgiveness
The Money, the oil, the gas, and the copper
All resources are finite, so we need a stopper
Substitution, revolution, and a circular world
Otherwise, no ending only the end
Love is still foreign, and we call it bad luck
But the truth is, still nobody gives a fuck



Audio zum Text

Sandro Lovato

Im Spoken Word findet Sandro seine innere Stimme, die gehört werden will. Die Tatsache, dass es so viele Missstände gibt, auf die man hinweisen muss, erschüttert ihn. Durch den Aufbau seiner eigenen Produktionsfirma versucht er sich die Freiheit zu schaffen, jede Entscheidung zum Wohle seines Umfelds und zugunsten des Planeten zu treffen.



Da ist die Angst

Von Lars Neth

Die Sonne scheint noch flach über die Dächer der alten Stadt. Die Vögel zwitschern laut und fliegen zwischen den Bäumen und Hecken der kleinen Vorgärten umher. Der Asphalt ist trocken und sauber – wie gemacht, um mit dem Rollbrett darüber hinwegzugleiten. Die Bewegungen, mit denen er das Brett vorantreibt, sind schnell, aber ruhig.

Das Fahren entspannt ihn und das Wissen, dass er zu früh ist, gibt ihm Zuversicht. Er hat Zeit. Viel Zeit. Er nahm eine Strassenbahn früher als geplant, nachdem er einen Zug früher als nötig genommen hatte, zu dem ihn sechs Wecker noch vor der nötigen Zeit geweckt hatten.

Vier Sicherheitsnetze hat er sich gebaut, um jetzt in aller Ruhe die Strasse zu seinem Ziel hinuntergleiten zu können. Trotzdem ist die Angst präsent, am falschen Ort zu sein, die falsche Verbindung zu nehmen, zur falschen Zeit da zu sein.

Mit kraftvollen Stössen beschleunigt er die gerade Asphaltstrasse hinunter. Die Pausen wirken entspannt und sind von leichten, langgezogenen Kurven begleitet.

Sein Äusseres zeigt die Gelassenheit, die er sich für sein Inneres wünscht. Er fragt sich, wem wohl auffallen wird, dass er gestresst ist. Ob es jeder erkennen kann oder ob dies nur ihm bewusst ist? Wie viele werden wohl bemerken, dass er trotz der kühlen Morgenluft schon schwitzt? Wie viele werden seine Kleider als gemütliche Alltagskleidung einschätzen und wie viele diese als geschmackslos betrachten?

Seine unruhigen Gedankengänge werden von der Stimme des Navis in seinem Kopfhörer unterbrochen: «Sie haben Ihr Ziel erreicht.» Ein weiteres Sicherheitsnetz, denn eigentlich wäre der Weg von der Bahn bis zum Haupteingang leicht zu merken. Trotzdem war da die Angst. Angst davor, die Karte falsch herum gelesen zu haben. Angst davor, eine Mail übersehen zu haben und ans falsche Ziel zu fahren. Die Angst verloren zu sein in einer Stadt, in der er kaum den Bahnhof, geschweige denn die Stadtviertel, findet.

Er kickt auf sein Rollbrett und fängt es in der Luft auf. Mit dem Brett unter dem Arm steht er vor dem grossen Gebäude. Er geht eine Angst nach der anderen in Gedanken durch.

Die Adresse stimmt, das Gebäude ist angeschrieben. Die Zeit ist richtig, nicht wie schon oft die Zahlen vertauscht und zur falschen Tageshälfte angetrabt oder eine Stunde zu früh oder zu spät. Er setzt sich auf die Treppe vor dem Haupteingang und nimmt seinen Rucksack zwischen die Beine. Er greift hinein und sucht die Mappe mit allen Unterlagen, die er für den heutigen Tag erhalten hat. Seine zuerst sicheren und ruhigen Bewegungen werden schneller und hektischer, sein Arm verschwindet tiefer im Rucksack. Er zieht seine Hand heraus und öffnet den Reissverschluss so weit es geht. Er blickt in das Chaos aus grossen und kleinen Sachen, die er vielleicht benötigen könnte, wenn er den ganzen Tag in einer fremden Stadt verbringt.

Die durchsichtige Mappe mit den Dokumenten ist nicht da, auch nicht zerdrückt am Boden oder im



abgetrennten Laptopfach. Er schliesst alle Fächer seines Rucksacks und schliesst die Augen. Sein Fehler löst in ihm keine Panik aus, aber jetzt kann er nur noch hoffen, dass er alles richtig im Kalender eingetragen hat – und dieser Gedanke gefällt ihm nicht. Keine Sicherheit.

Jemand geht an ihm vorbei die Stufen zur Tür hinunter und durchbricht seine Gedankengänge. Er steht auf und folgt der Person durch die erste Tür. Sie werden von einer Dame mit Klemmbrett empfangen und in einen nahen Sitzungsraum geleitet.

Als er als Zweiter durch die Türe geht und einen Raum voller Tische und junger Leute sieht, legt sich in ihm alles und er wird ruhig. Er ist am richtigen Ort, tut das Richtige, zur richtigen Zeit.

Hofft er.

Lars Neth

Nach seiner Ausbildung zum Schreiner wechselte Lars Neth in den digitalen Bereich. Während er als Schreiner mit Handfestem und Realem arbeitete, lernt er nun als Multimedia Produzent, auch das nicht so Greifbare Realität werden zu lassen. Egal, ob gezeichnete Animation oder animiertes 3D-Objekt, im MMP-Studium ist alles dabei, was Lars Spass macht.



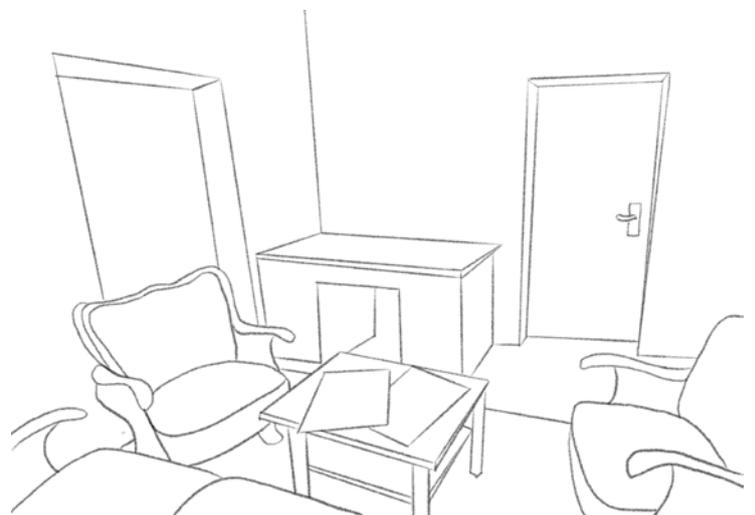
30. April 1945

Von Rebecca Doppmann

Jetzt ist es so weit. Hier wird es also enden. Ein leicht modriger Geruch steigt mir in die Nase. Die nackten Steinwände halten die abgestandene Luft gefangen. Kein Fenster wirft Licht in den kleinen Raum. Allein die Leselampe auf dem Eischreibtisch neben dem Eingang spendet dürftiges Licht. Ob draussen die Sonne gerade ein letztes Mal für uns scheint? Der abgewetzte Teppich gibt unter meinen Sohlen kaum noch nach. Eine tiefe Einbuchtung verrät, dass das Sofa erst vor kurzer Zeit verschoben worden sein muss. Die gestrige Ausgabe des Völkischen Beobachters liegt geschlossen auf dem Tischlein in der Mitte des Raumes: «Krawall feiger Deserteure in München niedergeschlagen». Ein Lächeln huscht über meine Lippen. Gestern erst ertappte ich ihn, wie er auf dem Sofa ausgebreitet die Nase in die Zeitung steckte. Durch die halb geschlossene Tür beobachtete ich ihn. Das Zucken seines Schnauzes verriet mir, dass ihm die Berichterstattung nicht gefiel. Dennoch lag er ganz entspannt da. Mein Führer wusste schon lange, dass es zu spät ist. Und doch stand ihm gestern noch der vermeintlich schönste Moment seines Lebens bevor. Ich musste ihn zu seinem Glück zwingen. Es war nicht gerade die romantische Geste, die ich mir als kleines Mädchen erträumt hatte. Sein zerknirschtes «Na gut, bringen wir es hinter uns.» hat mir aber gereicht. «Ich erkläre euch hiermit zu Mann und Frau.» Für einen kurzen Moment schien die Welt stillzustehen. Die Gefechte verstummten, die Last auf unseren Schultern fiel ab und der Führerbunker verwandelte sich in den schönsten Ort auf Erden. Für einen kurzen Moment waren wir nur zwei frisch Vermählte.

Die Holztür fällt ins Schloss. Wie oft ich wohl diese Türe hinter mir zugezogen habe, um ihn mit seinen Gedanken allein zu lassen? Meistens erfuhr ich gar nicht, was hinter verschlossenen Türen vorging. Nur selten hat er mich an seinem politischen Leben teilhaben lassen. Ich spüre seinen Atem an meinem Hals. Meine Nackenhaare stellen sich auf. Ihm entfährt ein Seufzer. «Setz dich, Eva.» Träge lässt er sich neben mich auf das Sofa fallen. Er schweigt. Dunkle Augenringe zeugen von schlaflosen Nächten. Tiefe Furchen haben sich in seine Stirn gemeißelt. Seine Wangen sind eingefallen, seine Schultern hängen

vornüber. Seine aschfahle Haut versetzt mir einen Stich ins Herz. Was ist nur mit meinem Liebsten geschehen? «Das ist deine letzte Chance. Du musst nicht mit mir gehen. Es ist schlimm genug, dass mein Reich mit mir untergeht.» Niemals. Ein Leben ohne Adolf kann ich mir nicht vorstellen. Das haben meine drei Suizidversuche wohl mehr als bewiesen. Ich umfasse seinen Oberschenkel. «Adolf, ich habe es bereits einmal gesagt und ich sage es nochmals: Ich bin gekommen, um hier Schluss zu machen. Da draussen gibt es nichts mehr für mich. Alles, was mir etwas bedeutet, ist hier in diesem Raum.» Zärtlich drückt er meine Hand. Langsam steht er vom Sofa auf. Mit bestimmtem Schritt geht er zum Bürotisch und greift nach der Waffe. Noch ein letztes Mal genieße ich seinen Anblick. Der massgeschneiderte Anzug, die Haare streng nach hinten frisiert – mein Ehemann! Er richtet sich vor mir auf. Kurz nickt er mir zu: «Danke für alles.» Ich muss ihm dankbar sein. Adolf macht mich zum glücklichsten Menschen im Reich. Das Metall der Pistole drückt kalt gegen meine Stirn. Mein Führer wird mir nun die letzte Ehre erweisen. Ich bin bereit. Aber was, wenn es nicht funktioniert? Adolf lädt die Waffe. Was, wenn etwas schiefeht und ich qualvoll sterbe? Ich bekomme keine Luft. Werde ich grosse Schmerzen haben? Sein Finger liegt auf dem Auslöser. «Stopp!» Reflexartig greife ich nach der Pistole und ziehe sie von meinem Gesicht weg.



«Ich habe Angst, dass du es nicht richtig ausführst.» Wut flammt in seinen Augen auf. Diesen Blick kenne ich. Ein heftiger Schmerz durchzuckt mich. Seine Pistole war vorgeschneit und züchtigte mich. Meine Wange brennt. Ist mein Kiefer gebrochen? Tränen schießen mir in die Augen. Und doch weiss ich: Er wollte das nicht, will er nie. Ich habe ihn in Frage gestellt, obwohl ich weiss, dass er das nicht mag. Gerne würde ich mich selbst bestrafen für meine freche Art. «Ich habe dich geheiratet, weil du das wolltest. Und dennoch vertraust du mir nicht?» Abschätzig mustert er mich von oben bis unten. Mein Herz zerbricht unter seinem starren Blick. Adolf stampft zum Bürotisch und reisst die oberste Schublade auf. «Dann mach es so. Stirb wie ein Feigling.» Mit einer schnellen Handbewegung pfeffert er die Kapsel durch den Raum. Das Zyankali bleibt vor meinen Füßen liegen. Ich löse meine Hand von der schmerzenden Wange und hebe das Gift auf. Der Tod in Form einer Kapsel liegt nun in meinen Händen. Die Dosierung ist perfekt. Sobald ich das Zyankali einnehme, scheidet sich friedlich aus dieser Welt. Und mein Liebster wird an meiner Seite sein. Mit hängenden Schultern kehrt er zum Sofa zurück und setzt sich. Entschuldigend blickt er mich an. Er wollte das nicht. Die Wut aus seinen Augen ist verschwunden. Zurück bleibt Resignation. Bevor er etwas sagen kann, komme ich ihm zuvor: «Ich weiss.»

Fest umschliesse ich das Gift. Ich bin bereit. Die Kapsel fühlt sich überraschend leicht auf meiner Zunge an. Ich schliesse meinen Mund – und schlucke. Meinen Kopf lehne ich an seine Schulter. Ich möchte ihm in meinen letzten Sekunden so nah wie möglich sein. Dieser Moment ist perfekt. Ein dumpfes Gefühl umgibt mich. Ich höre noch, wie Adolf seine Pistole lädt. Nun ist auch für ihn die Zeit gekommen. Wir sehen uns auf der anderen Seite, mein Führer.

Rebecca Doppmann

Rebecca Doppmann ist 21 Jahre alt und wohnt in Bern. Doch eigentlich kommt sie aus dem Kanton Aargau. Um alle Fragen zu beantworten: Nein, sie trage keine weissen Socken, aber ja, sie sei eine schlechte Autofahrerin.



Kriegsbemalung

Von Rahel Jenny Egger

Verse 1:

Wenn du am Morgen aufstehst, die Wimperntusche aufträgst.
Dein Ich ganz gut verwischst,
weil du als Du nichts bist.

Wenn du vor dem Spiegel stehst,
dich um deine Achse drehst.
Dir denkst: «Ach bin ich fett –
bis zum Sommer muss das weg.»

Wenn sie wieder diskutieren,
ob sie sich mit dir genieren.
Weil der Ausschnitt halt zu tief ist,
das Kopftuch wieder schief sitzt.

Wenn du all die Werbung siehst, in der du als Frau nur Hülle bist.
«Sex sellt» halt das Produkt,
Brüste verkaufen alles gut.

Chorus 1:

Dann denkst du, ja dann denkst du.
«Fickt euch alle ins Knie!»
Dann denkst du, ja dann denkst du.
«Meinen Willen kriegt ihr nie!»
Dann denkst du, ja dann denkst du, weil als Frau denkt Mann halt auch.
Dann denkst du, ja dann denkst du.
«Ich bin mehr als Brüste, Beine und Bauch!»

Verse 2:

Doch wenn Mensch abends dann nach Hause geht und der Wind in das Röckchen weht.
Mensch das Starren, die Blicke spürt, die Angst die Keh! zuschnürt.

Wenn du dann die Sprüche hörst, die eine oder andre Hand abwehrt.
Wenn sie auf dein Nein dann mein': «Dann zeig nicht so viel Bein!»

Chorus 2:

Dann rennst du, ja dann rennst du.
Weil als Frau weiss Mann halt nie.
Dann rennst du, ja dann rennst du.
In deinem Rücken lachen sie.



Dann schreist du, ja dann schreist du.
Fühlst dich so machtlos und allein.
Dann schreist du, ja dann schreist du.
Denn alles, was du bist, ist bloss:
«Baby zeig ein bisschen mehr Bein!»

Outro:

Die Frau ist nur zur Zierde, stilles Objekt der Begierde.
«Fickt euch! Fickt euren ganzen Scheiss!»
Du blickst dich selbst im Spiegel an,
malst mit Mascara deine Wangen an.
«Fickt euch! Fickt euren ganzen Scheiss!
Meinen Willen, meinen Willen kriegt ihr nie!
Fickt euch! Fickt euren ganzen Scheiss!
Meinen Willen, ja meinen Willen kriegt ihr nie!
Das alles hier bedeutet Krieg!»



Zum Song

Rahel Jenny Egger

Rahel Jenny Egger findet die Menschheit genauso schön wie scheusslich. Damit sie mit dieser Hass-Liebe klarkommt, schreibt sie Songs. Die schreien manchmal laut und manchmal nur ganz leise – je nach Modus.



Im Frühling ist das alles durch

Von Christof Sulzer

Das Paar war wirklich nervig. Sie hatte wohl das Gefühl, ich müsste ihr beim Check-in alle Wünsche von den Lippen ablesen. Er konnte seine Kreditkarte nicht finden, meinte, die sei noch im Auto. Der Mercedes war vom Valet Service vor zehn Minuten in die Aussengarage gefahren worden. Ich hatte Dinesh bereits losgeschickt, den Wagen wieder zu holen.

Unser Haus litt unter einem chronischen Mangel an Parkplätzen. Es ging jetzt schon so weit, dass wir die Schlitten bei Engpässen drüben in der Tiefgarage der Blink Plaza abstellen mussten, was aber wegen der Versicherung niemand wissen durfte. Dinesh rannte dann dauernd zwischen dem Blink und unserer Einstellhalle hin und her. Den Wagen der jungen Familie rüberstellen, Schlüssel zurück in den Safe bringen. Den seltsamen Pickup aus der Halle holen, in dem die zwei braungebrannten Freaks aus Zimmer 332 im nächtlichen Zürich ihre Möglichkeiten auschecken wollten.

Der Typ blickte ostentativ auf seine Uhr, war sich ganz offensichtlich nicht gewohnt zu warten. Ohne Kreditkarte liess ich aber einfach keinen ins Haus. Seine Tussi am Telefonieren, an ihrem Smartphone diese lächerlichen Glitzergirlanden, wie sie auch Aline an ihrem Telefon baumeln hatte. Was wohl Aline gerade machte?

Mein Blick schweifte zu den kleinen Überwachungsschirmen hinter dem Vorbau des Desks. Dinesh war nirgends zu sehen. «Ich bin gleich wieder bei Ihnen.»

Ich drehte mich um und ging in den Raum mit dem Druckerpapier und den Reinigungsmitteln. Ich hatte plötzlich dieses Zittern in mir gefühlt, brauchte dringend eine Dosis, obwohl ich während der Arbeit eigentlich die Finger davon lassen wollte. Das Döschen mit dem Pulver steckte im Spalt zwischen zwei Lagerregalen, ein kleiner Fingernagel genügte. Die Minutenanzeige auf den Screens hatte noch nicht gewechselt, als ich wieder am Tresen stand und mich langsam entspannte.

Das war Mitte Februar. Kurz darauf diese Pressekonferenz auf SRF1. Dinesh, ich und die Zimmermädchen sassen in der Kaffeeküche und sahen sie uns auf unseren Mobiltelefonen an. Die gleichen, aber zeitlich leicht versetzten Audiostreams der

verschiedenen Geräte trieben mich beinahe in den Wahnsinn. Ich war der Einzige, der halbwegs Französisch verstand und übersetzte Bersets Rede den andern so gut es ging. Teilweise sprach er aber auch Deutsch, und so war ich froh, Layla, Milenka und Dinesh die wichtigste Botschaft nicht selbst überbringen zu müssen: Lockdown ab nächstem Montag. Wir waren soeben arbeitslos geworden.

Dinesh sagte kein Wort, Layla brach in Tränen aus. Sie hatten beide Familie, und Layla hatte erst im Herbst zuvor ihre Arbeitsbewilligung erhalten. Milenka lehnte im Türrahmen und tippte nervös auf ihrem Handy herum.

«Bald wird es wärmer, im Frühling ist das alles durch», versuchte ich sie zu beruhigen, ich meinte das ernst. Ich machte mir wirklich nicht allzu grosse Sorgen. Eher im Gegenteil. Was sprach gegen ein paar Wochen bezahlte Ferien? Ich würde Aline vorschlagen, unsere Urlaubspläne vorzuziehen.

Zuhause überlegte ich mir erst, die geschlossenen Rolläden hochzuziehen. Ich liess die immer unten, war ja tagsüber nie zuhause. Das Kissen auf dem



Sofa war noch warm, die Katze musste sich weggeschlichen haben, als ich reingekommen war.

Auf dem Glastisch vibrierte das Handy. «Heute geht leider nicht, melde mich ♥ A.» Es wäre schön gewesen, Aline jetzt bei mir zu haben. Sie hatte die Gabe, meine wirren Gedanken mit einer erstaunlichen Klarheit zu ordnen.

Gleich nach dem Nachhausekommen hatte ich eine erste kleine Linie gezogen und beschloss jetzt, nachzulegen und die Nacht mit Call of Duty zu verbringen.

Morgens um fünf hatte ich beide Veuves leer, die ich für den gemeinsamen Abend mit Aline besorgt hatte. Ich wankte auf den Balkon, um eine letzte Kippe zu rauchen. Die Fenster des gegenüberliegenden Wohnblocks starrten mich an. War das nicht ein Sniper dort auf dem Balkon oben rechts? Reflexartig ging ich in Deckung und schürfte mir dabei die Stirn an der rau verputzten Brüstung auf. Ich zog mich wieder hoch und fluchte innerlich, als mir dämmerte, dass der Sniper ein Skianzug war, den jemand zum Trocknen aufgehängt hatte. Zitternd drückte ich die halbgerauchte Zigarette in den Blumentopf und schaffte es gerade noch aufs Sofa.

Im Juli eine Nachricht von Dinesh: «Hi Roy how's everything? I'm driving uber now in Frankfurt, need to make at least some \$\$\$\$. Have you heard of Layla?» Layla hatte ich ehrlich gesagt komplett vergessen. Milenka hatte mir schon Wochen zuvor eine Sprachnachricht geschickt. Sie hatte ihre Ersparnisse aufgebraucht und war bei Bekannten im Elsass untergekommen. Dann kamen die Vorwürfe. Sie faselte, ich hätte sie zum Bleiben überredet, ihr gesagt, die ganze Sache sei in wenigen Wochen ausgestanden. Wie konnte sie bloss auf so einen Schwachsinn kommen?

Ich freute mich, dass Dinesh einen neuen Job hatte, mir war beim Gedanken daran aber auch etwas mulmig. Mein Kurzarbeitsgehalt war nicht wirklich der Rede wert, und meine finanzielle Situation wurde zusehends prekärer.

Aline verabredete sich mit mir auf einen Kaffee im Odeon. Wir waren früher oft da gewesen, der Ort war ein Fixpunkt unserer Beziehung. Ich fühlte das rissige, rote Leder der Sitzbank unter meinen Händen. Anders als üblich setzte sich Aline mir

gegenüber, ich spürte, dass es diesmal nicht darum gehen würde, die anderen Gäste zu studieren und uns gegenseitig erfundene Geschichten zu ihren Leben zu erzählen. Ihre Mundwinkel zuckten, als sie zu sprechen begann: «Roy, ...»

Ich blieb sitzen, nachdem Aline das Odeon verlassen hatte. Ihre Worte hallten in mir nach. Satzketten wirbelten durch meinen Kopf, einzelne Fragmente blieben haften, vermischten sich mit anderen, lösten sich wieder auf. Hatte sie das wirklich so gemeint? Hatte sie das überhaupt so gesagt?

Mir wurde klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Die Drogen hatten meine Ersparnisse pulverisiert, und die letzte verbleibende Beziehung in meinem Leben war die zu meiner Katze.

Es war Herbst geworden, als mein Chef schrieb, ob er mich am nächsten Morgen anrufen könne. Augenblicklich war ich hellwach. Natürlich konnte er das! Ich sehnte mich zurück nach meiner alten Normalität, danach, wieder all die unglaublichen Geschichten im Hotel zu erleben. Mit den Zimmermädchen darüber zu staunen, was die Gäste beim Check-out so alles zurückliessen. Mit Dinesh hoch zu den Handyantennen auf dem Dach zu steigen, um dort rauchend und schweigend auf das nächtliche Zürich herunterzublicken.

Das Telefon klingelte um Punkt zehn Uhr.

«Roy, ... wie geht's? Hör mal, wir müssen den Winter über weiterhin geschlossen bleiben. Was ...? Nein, wirklich. Die Buchungen aus der Schweiz wären ja ok, aber das Geschäft über die ausländischen Buchungsplattformen kannst du vergessen. Geniess noch ein paar Monate Kurzarbeit», lachte er, «im Frühling ist das alles durch!»

Christof Sulzer

Christof Sulzer ist Vater zweier Teenager und in der Live Communication tätig. Er mag scharfsinnigen Minimalismus, Kunst, Technologie und ganz besonders, wenn sich die drei verbinden.



Die Holzprinzessin

Von Melissa Stüssi

Oskar hörte die Türklingel nicht. Er war so vertieft in seine Arbeit, dass er die Welt um sich herum vergass. Schon als junger Mann wurde er von seinem Lehrmeister oft gerügt, weil er nie zuhörte. An jenem Tag, als das Mädchen in seinen Laden kam, widmete er sich einem ganz besonderen Stück: eine filigrane herzförmige Uhr in schwarzer Emaille mit eingesetzten Diamanten. Eine technische Meisterleistung in Anbetracht der Tatsache, dass sie bereits 1850 hergestellt worden war. Oskar war gerade dabei, das Zifferblatt zu reinigen, als er sie rufen hörte. «Hallo?», sagte eine hohe Stimme, «Ist jemand hier?»

Er erhob sich schwerfällig von seinem Arbeitsplatz. Seine Gelenke knackten. Das Alter hatte ihm zugesetzt, genauso wie der Whisky, den er jeden Abend trank. Er wusste genau, dass Anna deshalb enttäuscht von ihm wäre, sie hatte Alkohol verabscheut, aber es war schwer für ihn seit dem Unfall. Seit sie nicht mehr da war. Er schob seine Brille in die kurzen, grauen Locken und spähte von seinem Arbeitszimmer durch den Vorhang in das Innere seines kleinen Geschäfts. Es roch nach Holz und Metall. Zwischen den edlen Vitrinen stand ein junges Mädchen.

«Guten Tag, wie kann ich dir helfen?», fragte Oskar. Das Mädchen blickte ihn mit grossen Augen an. Sie trug Jeans und ein lila T-Shirt. Ihre Haare waren zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Irgendwie kam die Kleine ihm bekannt vor.

«Sind Sie der Uhrmacher?»

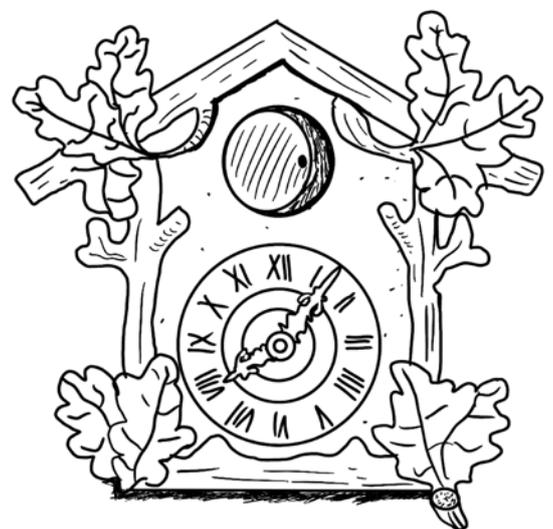
«Ja, der bin ich.»

«Ich habe die Kuckucksuhr meines Vaters dabei. Können Sie sie reparieren?»

Oskar war eigentlich nicht spezialisiert auf Kuckucksuhren und hielt auch nicht allzu viel davon, er hatte das Geräusch immer als nervig empfunden. Aber sie schaute ihn so hoffnungsvoll an, dass er nicht ablehnen konnte. «Lass mal sehen», sagte er. Die Kleine trat an den hohen Tresen und zog die Uhr sorgfältig aus ihrem Rucksack. Oskar war überrascht. Das war keine gewöhnliche Kuckucksuhr. Das Gehäuse hatte die Form einer kleinen Burg. An deren Fusse stand ein Prinz und blickte sehnsüchtig nach oben. «Er wartet auf seine Prinzessin», erklärte das Mädchen, als sie Oskars verwundertes

Gesicht sah. Und tatsächlich, in diesem Moment schlug die Uhr zwölf und eine liebliche Melodie ertönte. Sie machte ihm Gänsehaut. Oskar dachte, dass sich jetzt der kleine Fensterladen oberhalb der Burg öffnen würde und er einen Blick auf die Prinzessin werfen könnte – doch nichts geschah. «Seit mein Vater die Uhr vor ein paar Monaten hat fallen lassen, zeigt sie sich nicht mehr. Es ist fast so, als hätte sie sich erschreckt», sagte die Kleine nachdenklich. «Ich verstehe», murmelte Oskar, während er die Uhr von allen Seiten begutachtete. «Können Sie sie reparieren?», fragte sie wieder, «meinem Vater geht es im Moment nicht so gut und ich dachte, das würde ihn vielleicht aufheitern. Ich habe extra dafür gespart.»

Oskar zögerte, dann sagte er: «Na gut, Mädchen, lass es mich versuchen. Du kannst morgen wiederkommen», und wandte sich mit der Uhr zu seinem Arbeitszimmer. Sie sah ihm nach. Auf ihren Lippen lag ein zufriedenes Lächeln, als sie zur Tür hinausging. Oskar machte sich direkt ans Werk, die Emaille-Uhr konnte noch etwas warten. Er war seltsam fasziniert von dem Mädchen und der Kuckucksuhr. Er stellte die Uhr in die Mitte des langen Arbeitstisches. Der Tisch war immer ordentlich. Links hatte er die Drehbank montiert und rechts lag das Werkzeug-Set. Oskar löste flink das Gehäuse und warf einen Blick hinein. Bei dem Sturz hatten sich offenbar einige Zahnräder verkeilt. Die Figur war im



unteren Bereich der Uhr versteckt – sie würde sich also tatsächlich erst zeigen, wenn Oskar die Zahnräder repariert hatte. Der Uhrmacher streckte sich und schnappte sich sein Feinwerkzeug. Er begann mit der Reparatur und vergass erneut die Welt um sich herum.

Als Oskar fertig war, war es draussen schon dunkel. Das kleine Zimmer mit der Holzvertäfelung wurde nur noch durch den Schein einer einzelnen Tischlampe erhellt. Müde liess er sich in die Stuhllehne sinken und rieb sich die Augen. «Jetzt könnte ich einen Schluck Whisky vertragen», sagte er erschöpft zu sich selbst. Er öffnete vor sich die oberste Schublade und griff nach der Flasche und dem Glas. Er dachte kurz an Anna, bevor er einschenkte, aber die Einsamkeit war stärker. Als er das volle Glas schon in der Hand hielt, ertönte vor ihm auf dem Tisch plötzlich wieder diese liebliche Melodie. Er erschrak ein bisschen und verschüttete deshalb ein paar Tropfen Whisky. Dann beugte er sich vor, um zu sehen, ob seine Arbeit sich gelohnt hatte. Langsam öffnete sich die kleine, runde Tür und zum Vorschein kam eine wunderschöne Holzfigur. Die Prinzessin hatte langes, braunes Haar und trug ein lila Kleid. Oskar traute seinen Augen kaum. Er überwand den Schock erst, als es laut klirrte – er hatte das Glas fallen lassen. Die Ähnlichkeit war frappant. Die schön grünen Augen, das scheue Lächeln, sogar das lila Kleid mit den Rüschen sah aus wie

eines, das sie immer gerne getragen hatte. Seine kleine Prinzessin. Seine Anna. Tränen traten ihm in die Augen. Er erinnerte sich wieder daran, wie sie ihm zusah, wenn er an einer Uhr arbeitete. «Später werde ich auch mal Uhrmacherin», sagte sie stets. Doch dann kam dieser schreckliche Unfall. Er erinnerte sich, wie er sie festgehalten hatte und immer wieder ihren Namen rief. Der Uhrmacher schluchzte bitterlich. Er starrte die Figur an, als würde sie jeden Moment zum Leben erwachen und mit ihm reden, wenn er es nur stark genug wollte. Doch das passierte nicht. Damals nicht und heute schon gar nicht. Er wischte sich die Tränen aus den Augen und holte einen Besen, um die Scherben auf dem Boden aufzukehren.

Am nächsten Tag wartete Oskar gespannt auf das Mädchen. Er wollte sie unbedingt zu der Uhr befragen. Doch der Tag verging und das Mädchen kam nicht. Auch am nächsten Tag nicht. Nach zwei Wochen beschloss Oskar, die Uhr in seinem Geschäft aufzuhängen. Oskar freute sich jeden Tag darauf, dass die Uhr zwölf schlug und er einen kurzen Blick auf Annas Ebenbild werfen konnte. Er fühlte sich nun ein bisschen weniger allein – sogar der Whisky war im Schrank seines Arbeitszimmers verschwunden.

Melissa Stüssi

Melissa Stüssi ist 22, arbeitet freiberuflich als Journalistin und schreibt fast pausenlos, weil ihr Kopf sonst platzen würde. Mit dem Zeichnen hat sie's noch nicht so, aber das MMP-Studium hilft ihr dabei, daran zu arbeiten.



Weil du denkst, was du sagst

Von Katharina Bumann

Du sagst, was du denkst
weisst, dass mich kränkst
weil du denkst, was du sagst
und wie du das magst,
wenn du Gegenpol bist
und jeden um dich vergisst.

Wirre Gedanken sprudeln aus deinem Mund,
die Impfung ist Kontrolle und die Erde nicht rund.
Corona eine Lüge, die man nicht glaubt,
deine Einstellung so alt, sie staubt.
Solidarität fehlt im Wortschatz,
verbotene Parolen dein Stammplatz.

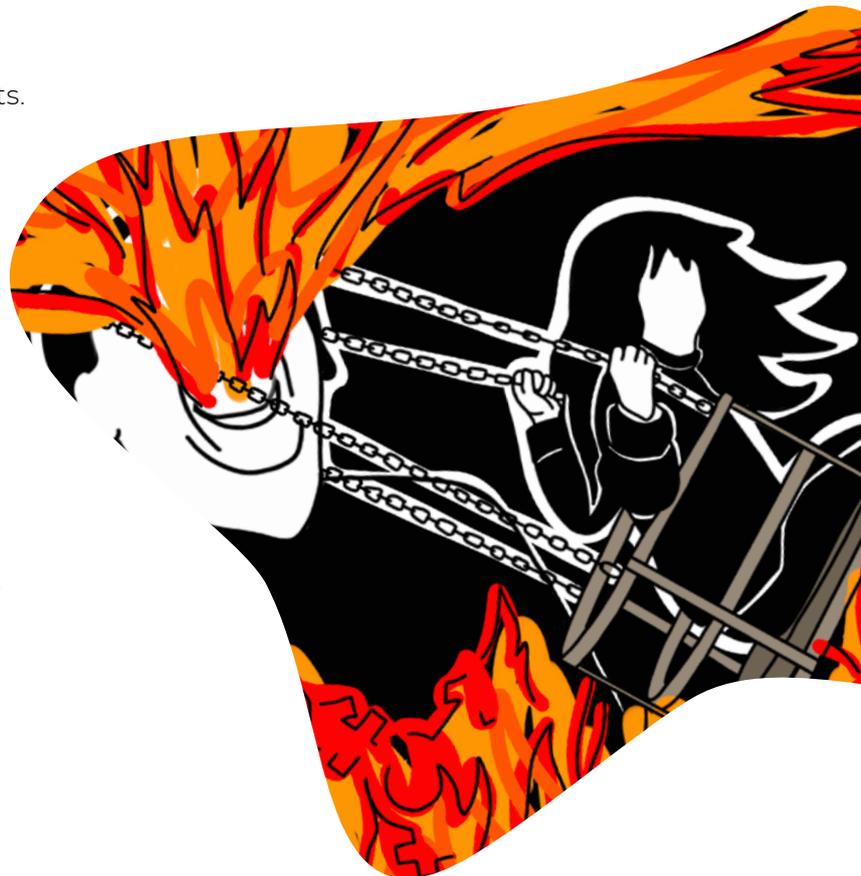
Und du sagst, was du denkst
weisst, dass mich kränkst
weil du denkst, was du sagst
und wie du das magst,
wenn du Gegenpol bist
und jeden um dich vergisst.

Schiesst gegen Minderheiten, die keine sein sollten,
sie wären hetero, wenn sie es nur wollten.
Die Farben des Regenbogens malst du schwarz,
streichst Elton John und Prince aus deinen Charts.
Was die da treiben, ist nicht natürlich,
die Wahl deiner Worte – eher willkürlich.

Und trotzdem sagst, was du denkst
weisst, dass mich kränkst
weil du denkst, was du sagst
und wie du das magst,
wenn du Gegenpol bist
und jeden um dich vergisst.

Plus-Sized ein Euphemismus im Modemagazin,
das ganze Fett gehört nicht in die enge Jean.
Was von der Norm weicht, steht unter Beschuss,
Auch ich will jetzt sagen, was ich sagen muss.
Doch du redest hitzig weiter,
dein Hass das Pferd und du der Reiter.

Und weiter sagst, was du denkst
weisst, dass mich kränkst
weil du denkst, was du sagst



und wie du das magst,
wenn du Gegenpol bist
und jeden um dich vergisst.

Die Opposition, nach der du strebst,
die eine Meinung, an der du klebst.
Engstirnigkeit vergräbt sich in deiner Persönlichkeit.
Und was sagst du zur Apartheid?
Geschichte war nicht mein Lieblingsfach.
So unglaublich realitätsfremd, ich lach.

Und wieder sagst, was du denkst
weisst, dass mich kränkst
weil du denkst, was du sagst
und wie du das magst,
wenn du Gegenpol bist
und jeden um dich vergisst.

Ich Querdenker, der Hecht in deinem Karpfenteich,
zielt mit Harpune auf meinen Brustbereich.
Lässt los, triffst mitten in mein Herz,
da ist nichts, kein Blut, kein Schmerz.
Es zeigt sich, du bist kein Verlust
und dass du mich nicht länger beeinflusst.

Und auch wenn du sagst, was du denkst,
weiss ich jetzt, du erträgst
deine Makel, die Unsicherheit,
versteckst die Einsamkeit.
Wirfst Tuch über den Selbsthass,
wenn's keiner sieht, sind deine Augen nass.
Weil du denkst, was du sagst
und wie du das magst,
wenn, was du sagst, dein Leiden verdeckt
und ein anderer wird angeeckt.

Katharina Bumann

Katharina Bumann ist 22 Jahre alt. Manchmal regt sie sich auf, meistens aber nicht. Wenn sie sich aufregt, geht sie Skifahren oder schreibt Texte wie diesen. Ihre Lieblingsjahreszeit ist immer die kommende. Warme Schokolade trinkt sie zu jeder Zeit.



Auf der anderen Seite

Von Leon Roggensinger

Es ist ein Dienstag wie jeder andere. Zum Schrei des Dorfhahns reibt sich Theo seine verschlafenen Augen und hievt seine Beine über den Bettrand. Er schlüpfte in seine ausgeleierte Leinenpantoffeln und tritt in die Küche.

«Guten Morgen Luise», wirft er in den Raum und schlurft zur Küchenkommode, um sich eine Scheibe Brot zu ergattern.

Seine kleine Schwester erwidert leise: «Guten Morgen Bruderherz.»

Theodor verspürt in ihrem Tonfall eine vertraute Niedergeschlagenheit.

«Theo, hast du dich schon einmal gefragt, ob der Nebel eigentlich je ein Ende hat?»

Theo weiss nicht, wie er reagieren soll. Auf solche Fragen ist er so früh nicht vorbereitet. Er denkt einen kurzen Moment lang nach, schliesst die Kommode und dreht sich in Richtung Küchentisch um: «Luise, solche Fragen darfst du dir nicht stellen. Du weisst doch, wir dürfen nicht hinaus in den Nebel. Dort draussen gibt es nichts für uns», erwidert er in sanftem Ton.

Doch Luise lässt nicht locker: «Und was ist, wenn Mama und Papa noch leben und irgendwo da draussen sind?» Theodors Magen zieht sich zusammen. Er schluckt leer. Am liebsten würde er wieder unter seine Decke kriechen, doch für seine kleine Schwester muss er stark sein. Sie ist alles, was ihm geblieben ist.

«Wir müssen doch etwas tun», murmelt sie bedrückt. Er läuft zum Küchentisch, setzt sich neben seine Schwester und nimmt sie auf seinen Schooss. «Luise, Mama und Papa sind fort. Daran können wir nichts ändern. Und jetzt zieh dich an für die Schule. Deine Klassenkameraden warten bestimmt schon an der Kreuzung auf dich.» Daraufhin setzt er sie auf den Boden und schubst sie in Richtung ihres Zimmers. Sie schlurft mit gesenktem Kopf davon und verschwindet im Türrahmen. Kurze Zeit später verlässt sie das Haus.

Theo geht ins Badezimmer, kämmt sich mit dem Wasser aus dem Waschzuber seine Haare nach hinten und macht sich bereit für die Arbeit. Er öffnet die Haustür und stapft durch den sumpfigen Dorfweg in Richtung Waschhaus. Mit einem be-

klemmenden Gefühl tritt er durch die vom Nebel verwitterte Tür in das schummrig beleuchtete Waschhaus ein. Ein Schwall heisser, feuchter Luft strömt ihm entgegen. Er zieht seinen ledrigen, langen Mantel aus und schlängelt sich durch den engen Flur, um zum Brunnen in der kleinen Halle zu gelangen. Marlene und Ferdinand hängen schon die ersten Hemden und Blusen an die Wäscheleinen im hinteren Teil des Raumes. Theo schnappt sich einen leeren Wassertrog neben dem Brunnen in der Mitte des hohen Raumes und zapft ein wenig Grundwasser aus der Wasserpumpe.

Plötzlich hallt eine krächzende Stimme durch den hohen Raum. Sie scheint aus allen Richtungen zu kommen:

«Theodor Wascher?! Ein Notfall! Kommen Sie, so schnell es geht!»

Theodor zuckt zusammen, sein Blick schnellt in Richtung des engen Ganges, durch den er in die kleine Halle hereingekommen ist. Er erkennt Frau Habichts buschige schwarze Haare.

Durch Theodors Kopf schnellen tausend Gedanken auf einmal. «Gott stehe mir bei, ist Luise etwas geschehen!?», ruft er ihr zu. Er wirft den Wassertrog in seinen Händen auf den Boden und hastet hektischen Schrittes zur Lehrerin am Ende der kleinen Halle. Das Wasser aus dem Trog fliesst durch die Ritzen des hölzernen Bodens und verschwindet langsam im Untergrund.



«Luise ist nicht zur Schule erschienen.» Frau Habichts Stimme zittert. «Eine Mitschülerin meinte, sie sei über den Zaun am Dorfrand gestiegen und einfach im Nebel verschwunden. Oh Gott, was sollen wir nur tun, dort draussen ist sie verloren!» Frau Habicht wirft die Hände vor ihr Gesicht. Sie fängt an zu weinen.

Eine unerträgliche Nervosität macht sich in Theobreit. «Zeigen Sie mir, wo Luise über den Zaun gestiegen ist!», erwidert er auffordernd. Er nimmt Frau Habicht entschlossen am Arm und meint zu ihr:

«Gehen Sie zum Ausgang und warten Sie auf mich, ich bin gleich bei Ihnen.» Theo greift nach seinem Ledermantel, schnürt seine Leinentasche um und hetzt dem Ausgang entgegen.

Luises Worte verfolgen Theo den ganzen Weg zum Ort des Geschehens hin wie ein unerbittliches Uhrwerk, das nie zum Stillstand kommt: «Hast du dich schon einmal gefragt, ob der Nebel eigentlich je ein Ende hat?»

Die Zeit rennt. Am Zaun, welcher das Dorf vom nebligen Niemandsland abtrennt, findet Theo einen Stofffetzen von Luises Kleid. Der Zaun ist hoch, sie muss sich an den spitzen Ecken verheddert haben, kombiniert Theo. Er legt beide Hände auf die oberste Latte des Zaunes. Die hölzernen Stämme sind feucht und modrig. Theo schaut ein letztes Mal zurück auf die vom Nebel verschwommenen Silhouetten der Häuser am Dorfrand. Ein Gefühl von Rausch überkommt ihn. Er hat Angst und gleichzeitig gibt es für ihn nur eine Richtung. Er stemmt sich am Zaun hoch.

Hinter ihm schluchzt die Lehrerin mit gebrochener Stimme: «Sie können da doch nicht rausgehen, es ist noch niemand aus dem Nebel zurückgekehrt!» Aber Theo springt auf die andere Seite und macht sich auf ins Niemandsland.

Absolutes Nichts. Seit Tagen stapft er durch den sumpfigen Boden und versucht, sich durch das Nebellabyrinth zu schlängeln. Theodor verliert den Sinn für Zeit und Raum, während er im Nebel herumtappt. «LUISE!», ruft er mit seiner heiseren Stimme immer wieder in die unendliche Leere hinein. Doch nie kommt etwas zurück. Die Laute, die er von sich gibt, scheinen sich im Nebelmeer aufzulösen. Schweissgebadet und panisch geistert er durch die Nebelschwaden. Das Abbild ihres Gesichtes formt sich immer wieder im dicken Dunst. Glaubst du, dass der Nebel je ein Ende hat? Luises Stimme spuckt durch seinen Kopf. Er hastet in Richtung des vermeintlichen Gesichtes, doch es kommt nicht näher. Er spürt eine Steigung im Gelände. Mit letzter Kraft kämpft er sich vorwärts. Die Schritte werden immer schwerer. Das im Nebel gezeichnete Bild Luises verblasst immer weiter. Es weicht einer noch nie dagewesenen Helligkeit. Er kneift die Augen zusammen. Er kann es nicht glauben. Mit seinen letzten Schritten durchbricht er das Ende der Nebelwand und vor ihm offenbart sich eine unendliche grüne Weite. Über seinem Kopf thront ein riesiger Feuerball inmitten eines blauen Meeres. Und plötzlich erspäht er am Horizont eine Silhouette. Es ist eine Gestalt, die ihm allzu vertraut vorkommt. «Kann das sein?»

Leon Roggensinger

Leon Roggensinger, 24 Jahre alt, erzählt Geschichten normalerweise mit Musik. Durch das Schreiben hat er eine neue Art entdeckt, seine Traumwelten zum Ausdruck zu bringen. Um Veranstaltungstechnik, MMP-Studium sowie Musizieren unter einen Hut zu bringen, braucht er jeden Morgen eine grosse Tasse Kaffee.



Schlusspunkt

Für Feedback, Fragen und Anregungen: petra.hasler@fhgr.ch

Fachhochschule Graubünden
Pulvermühlestrasse 57
7000 Chur
T +41 81 286 24 24
info@fhgr.ch

fhgr.ch
[facebook.com](https://www.facebook.com/fhgr)
[instagram.com](https://www.instagram.com/fhgr)
[twitter.com](https://twitter.com/fhgr)

fhgr.ch/mmp